# Belletristisches
# Lese-Cabinet
der
## neuesten und besten Romane aller Nationen
in sorgfältigen Uebersetzungen.

---

Herausgegeben
von
Dr Hermann Meynert.

142. Band.

---

Pest und Leipzig, 1850.
Hartleben's Verlags-Expedition.

# Ein Gerücht.

Roman

von

**Emilie Flygare-Carlén.**

Aus dem Schwedischen

von

Heinrich Helms.

Erster Theil.

Pest und Leipzig, 1850.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

# Erstes Buch.

---

# Lilia.

Das Herz eines Weibes gleicht einer mitten im Meere erbauten, mit einer unsichtbaren Garnison versehenen Festung; der Segler, der den Hafen sucht, kann dort zwar landen, die Festung bleibt aber dessenungeachtet verschlossen.

F. T.

# Einleitung.

## Angst.

An dem Himmel rüsteten sich zwei Heerscharen schwarzer Wolken zum Kampfe.

Eine entsetzliche Hitze hatte den ganzen Tag sowohl die Erde, als die Menschen und Thiere versengt.

Der Abend näherte sich, aber ohne Kühlung. Die Sonne schien sich selbst verbrennen zu wollen; indem sie langsam auf ihr Bett von Feuer und Glut niedersank, fiel ein schwefelgelber Schleier über ihr Angesicht und aus dem luftigen Gewebe dieses Vorhanges stieg in Roth und Gelb spielender Dampf empor.

Eine tiefe Stille ruhte noch über der Landschaft.

Man sah einen Wald von himmelhohen Tannen, aber es war ein todter Wald, auch nicht der kleinste Vogel wiegte sich in den Zweigen. Kein einziges Thier lief über das dürre Feld.

Man sah einen See von Felsen umgürtet, aber kein einziger Fisch kräuselte die vom Sonnenrauch bedeckte Flut, kein einziges Lebenszeichen schien die matte Vegetation der Felsen zu beleben.

Alles war todt.

Zwischen Wald und See schimmerte ein weißes prächtiges Gebäude hervor. Es war in einen dunkeln Rahmen von Fruchtgärten eingefaßt; vor den meisten Fenstern waren die Läden oder Jalousien geschlossen. Die äußeren Thüren waren verriegelt; kein Mensch schien hier zu leben ... Auch hier war Alles todt.

Aber die Heerscharen der Wolken begannen sich zu bewegen.

Ein Feuerpfeil schoß zuerst durch die Luft, und indem er hervorsauste, trennte er den Himmel und entblößte dadurch ein Meer von Licht, dergestalt, daß alle Augen der Erde sich in Bestürzung schlossen.

Der Himmel schloß sich wieder, und alle Ohren schienen den Gang des Allmächtigen über den Wolken zu vernehmen. Das ganze Himmelsgewölbe erzitterte, das Gewölk schaukelte hin und her.

Der erste Allarmschuß hatte den Kampf signalisirt ... und er begann.

Sie waren unheilschwanger diese phantastischen Luftstreiter, die wahnsinnig gegen einander anbrausten, während ihre grauschwarzen Mäntel wild um sie herflatterten. Bald war die ganze Schlacht in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, bald war sie von den bangen, weißen Blitzen erleuchtet, welche dem Zuschauer gestatteten, den unregelmäßigen Bewegungen des Streites zu folgen, eines Streites, der unter Krachen und Donner geführt ward, gegen welches der gewaltigste Kanonendonner der Erde in ein Nichts hingestorben wäre. Und nach jeder solchen Kanonade des Himmels spritzte das weiße Blut der Kämpfenden in unabsehbaren Fluten auf die versengte Erde herab, die es mit Wollust einsaugte und mit erneuertem Leben vor Begierde bebte, ihren Durst völlig zu stillen...

Aber verlassen wir die streitenden Elemente dort oben in ihrem Kampfe, und werfen statt dessen unseren Blick auf ein anderes Ringen, das während desselben tobenden Juni-Abends da drinnen vorgeht.

In einem großen dunkeln Zimmer im ersten Stock ereignete sich eine Scene, völlig übereinstimmend mit dem Kampfe der Elemente und beleuchtet von den sich kreuzenden Blitzen.

An einem Fenster, wo die grünen Jalousien halb in die Höhe gezogen waren, zeigte sich ein Gesicht, eben so bleich wie der weiße Schein des Blitzes.

Dies Gesicht gehörte einem Manne von ungefähr 25 oder 26 Jahren, dessen erschlaffte und niedergebeugte Haltung sonderbar gegen die feste Geschmeidigkeit der Formen und die volle Jugendkraft der Muskeln contrastirte.

Die todtenbleiche Farbe seines Gesichtes hatte zwar dessen sonstigen Ausdruck verändert, aber die Gesichtszüge selbst hatte sie nicht zu ändern vermocht. Schön waren diese Züge nicht. Bei einer näheren Betrachtung hätte man sie fast häßlich nennen können; sie waren von einer launischen Verschiedenheit, und der eine Zug schien mit dem anderen nichts gemein zu haben. Aber gerade dieser Mangel an Harmonie verlieh dem Gesicht im Ganzen — sey es nun im Frieden oder im Kampfe der Seele — jenen unerklärlich anziehenden und wechselnden Ausdruck, den man oft vergebens in einem schönen Gesichte sucht.

Jetzt war es aber weder Friede noch Kampf. Es war eine düstere Ruhe, die mit Todeszuckungen abwechselte, und deshalb spiegelte sich auch in diesen Zügen nur ein Bild: eine zitternde Seele, gepackt von den Klauen des grauenhaften Ungeheuers, das man Angst nennt.

Wer den Mann nur flüchtig betrachtete, nur in Bezug auf seine Stellung und sein Aeußeres — der kalte

Schweiß triefte von seiner Stirn, während seine großen, zwischen Braun und Grau wechselnden Augen bald in die Gegend hinaus stierten, bald wieder mit Heftigkeit sich schlossen, als wenn sie des Schutzes der Augenlider bedürftig wären, — der hätte ihn für das Opfer einer feigen Furcht gehalten, einer solchen, über deren Einfluß auf den Körper keine Vernunftgründe etwas vermögen.

Wenn man sich aber einer näheren Betrachtung hingegeben hätte, dann würde man auch gefunden haben, daß weder der Blitz noch der Donner im Geringsten eine Aenderung in seiner Haltung hervorbrachte. Der Blitz schloß seine Augenlider, aber diese Bewegung war eine mechanische. und der Donner ging augenscheinlich unbeachtet an seinen Ohren vorüber.

Der Blitz schlug ein und zersplitterte vollständig einen Baum dicht vor dem Fenster — er blieb aber dessenungeachtet ruhig stehen, stets ein Opfer derselben tyrannischen Macht der Furcht.

Hier war nur der Unterschied, daß seine Furcht ihren Ursprung von den inneren, nicht von den äußeren Elementen herleitete.

Seit sechs Stunden hatte dieser junge Mann, dessen Name Philipp Thurné war, sich in demselben Raume eingeschlossen befunden. Seit sechs Stunden hatte er alle Stadien der fürchterlichen Qual durchgelaufen, die Hoffnung und Angst in ihrem Wechsel dem Menschenherzen zu bereiten vermögen.

Er war nahe daran, Alles zu verlieren, bis auf das Leben.

Noch wenige Wochen vorher war Philipp Thurné ein reicher Mann, der beneidete Besitzer eines blühenden Fabriksetablissements. Aber daneben blüheten ihm auch noch edlere Schätze.

Er besaß die volle Achtung und das unumschränkte

Vertrauen der Umgegend; ihm gehörte ein reizendes Weib, welches er anbetete, und von dem er selbst angebetet zu seyn schien; auch zwei Kinder nannte er die seinigen — mit einem Worte, er besaß das ganze Paradies, Reichthum, Achtung, Liebe, Glückseligkeit . . . und heute besaß er Nichts, weder Reichthum noch Liebe; kein Weib, kein Kind und keine Achtung!

Welcher war der Grund eines so gewaltsamen und heftigen Schlages? Dies Geheimniß mußte von sehr verschwiegenen Personen bewahrt werden, denn man ahnte es nicht, ja man errieth es nicht einmal.

Alles was man wußte, war, daß Frau Thurné, dieses Muster eines Weibes, ihre Heimat verlassen und ihre Kinder mit sich genommen hatte, und daß sie unwiderruflich auf eine gesetzliche Trennung bestand.

So wie Philipp Thurné nur Alles durch seine Heirath besaß, bei welcher aber solche Maßregeln genommen waren, daß der Frau ihr ganzes Eigenthum gesichert war, so verlor er gleichfalls Alles bei der Auflösung der Ehe und dazu noch mehr als er erhalten hatte; denn die Achtung, die er sich erworben, war durch den Schritt, welche seine Frau gethan hatte, in der allgemeinen Meinung geschwächt worden.

Sie konnte doch unmöglich Unrecht haben.

Aber wenn Alles bereits verloren war, woher denn dieser angstvolle Wechsel, der auf eine Hoffnung deutete?

Es war jetzt mehr denn sechs Wochen her, daß er von der Hauptstadt zurückgekehrt war, woselbst verschiedene Verhältnisse ihn mehr als doppelt so lange gefesselt hatten. Und in demselben Augenblick, wo er aus dem Wagen stieg, überraschte ihn die unerwartete und unbezweifliche

Nachricht, daß sein Weib bereits seit einem Monat fortgereist sey, um einige Verwandte in Holland zu besuchen.

Von diesen Anverwandten war früher niemals die Rede gewesen . . .

Aber hier ist nicht der Ort, weder von dem Erstaunen des jungen Ehemannes über die Flucht seines Weibes zu sprechen, noch von dem Briefe, der die Trennung forderte, und welchen er kurz nach seiner Zurückkunft erhielt.

Genug! Erst seit 16 Stunden hatte Philipp Thurné, nach unzähligen mißglückten Versuchen, endlich den jetzigen Aufenthaltsort seines Weibes entdeckt — sie war ihm näher als er geglaubt hatte, und erst seit sechs Stunden hatte sein vertrauter Freund Doctor Arnold Warner sich dem delicaten Auftrage unterzogen, einen Brief an Frau Lilia Thurné zu überbringen, die seit einigen Tagen sich heimlich in einer kleinen Stadt, drei Meilen von der verlassenen Heimat entfernt, aufhielt, und von wo aus ihr Gatte sein endliches Urtheil erwartete.

Der Brief, den er geschrieben hatte, enthielt nur folgende Zeilen:

»Lilia! Wenn Du mir verweigerst, mich noch einmal zu sehen — vielleicht zum letzten Male — dann bedarf es weder Nachfrage noch Prozeß, Dich frei zu machen; ich schieße mir dann eine Kugel durch den Kopf.«

Noch hatte er zwei Stunden auf die Antwort zu warten, und doch stand er bereits seit drei Stunden am Fenster in derselben Stellung wie jetzt.

Ein Blitz, stärker und anhaltender als alle übrigen, blendete seine Augen. Er trat zurück.

Er fuhr mit der Hand über die kalte Stirn; er begann den Kampf der Elemente zu bemerken, und ihn schauderte vor der neuen Furcht, daß dies Unwetter seinen Boten aufhalten könnte.

Aber er wiederholte sich, was er unzählige Male vorher sich wiederholt hatte, nemlich Doctor Warvner's letzte Worte: »in acht Stunden!«

Und mechanisch bewegten sich seine Lippen, er lächelte. Er baute auf das Wort seines Freundes.

Erschöpft schleppte Philipp sich vom Fenster nach dem Ofen . . . Dort lag eine geladene Pistole . . . er wog sie in der Hand.

»In zwei Stunden,« sprach er vor sich hin, »hat sie eingewilligt mich zu hören . . . das ist die Hoffnung und die Hoffnung ist das Leben . . . oder, sie hat es mir verweigert, und ich habe aufgehört zu hoffen und zu leiden.«

Er legte die Pistole wieder weg.

Man sah es aber deutlich, daß, wie sein Charakter auch sonst seyn mochte, es sich hier und jetzt nicht um einen Prolog zu einer Tragödie handle, wo der Schauspieler, nachdem er sich unter den Beifallsbezeigungen des Publicums erschossen hat, sich beeilt, nach dem Fallen des Vorhanges wieder aufzustehen.

Wer einen noch so flüchtigen Blick in das Herz der Menschen gethan hätte, würde eingesehen haben, daß dieser Mann, an den äußersten Rand der Verzweiflung getrieben, bereit war buchstäblich Wort zu halten.

Eine ganze Stunde ging er auf und ab im Zimmer, einsam, immer einsam. Er hatte mit unabweisbarer Strenge angeordnet, daß die Thür zu diesem Zimmer von keinem Andern, als von dem Doctor eröffnet werden dürfe.

Der Schlag der Uhr ließ ihn vor Freude aufhorchen . . . Er zählte neun — um zehn Uhr sollte Alles beendet seyn.

Er fiel auf die Knie am Fenster. Er wollte beten, aber kein Gebet fand den Weg in seine umflorte Seele.

Er wollte weinen . . . o welche Wollust wären ihm die Thränen gewesen . . . aber keine Zähre fand den Weg zu seinen ausgetrockneten, brennenden Augen.

Er besaß nicht mehr die Kräfte, seine Sinne zu beherrschen. Sein Kopf war fast ein vollständiges Chaos.

Plötzlich, zwischen dem Rollen des Donners hörte man ein anderes Geräusch. Ein leichter Jagdwagen von zwei schäumenden Pferden gezogen rollte in fliegender Eile über das Steinpflaster des Hofes.

Ein elektrisches Zucken durchfuhr Philipp. Er richtete sich maschinenmäßig empor; aber durch eines jener moralischen Geheimnisse, die zwischen dem Körper und der Seele obwalten, zeigte sich auf seinem Gesichte eine ebenso schnelle als außerordentliche Veränderung.

Eine glühende Röthe verdrängte die Leichenbläße seiner Wangen. Eine düstere Entschlossenheit blitzte aus seinen vorher so stierenden, fast seelenlosen Augen. Seine Nerven erhielten neue Spannkraft: er schleppte sich nicht länger über den Fußboden, er ging aufrecht, mit fester Haltung nach dem Ofen und legte seine Hand auf die Pistole.

In diesem Augenblicke ward ein Geräusch auf dem langen Corridor vor der Thüre hörbar. Es klang erst heftig, ungeduldig, später langsam, als wollten die Schritte verstummen . . . aber mit einem Male wurden sie wieder schnell, fast eilend.

Die Thür flog auf.

Ein anderer junger Mann, eben so bleich wie Philipp in diesem Augenblicke voller Glut, zeigte sich auf der Schwelle.

Es war Arnold Warvner, Philipp's Jugendfreund.

»Ja, oder Nein?« fragte Philipp mit einer Stimme, deren eisige Ruhe unheilschwanger war.

»Ja, mein Freund, ja . . . sie willigt ein.«

Philipp that einen Ausruf, einen einzigen, aber er enthielt das Leben. Ein Strom von Thränen begleitete ihn, und so wie der Regen der Erde, verlieh er deren trauervollem Sehnen eine wohlthuende Erquickung.

Wie stand es unterdessen mit dem Boten?

Er lag ohnmächtig auf der Schwelle.

---

## I.

# Charakterzüge.

Wie Jeder aus Erfahrung weiß, finden zwischen Personen Sympathien und Antipathien statt, die eben so unmöglich zu erklären sind, als wollte man untersuchen, weshalb gewisse Thierarten uns mehr wie andere einen unbeschreiblichen Abscheu oder eine Vorliebe einflößen.

Ungefähr 6 oder 7 Jahre früher als das wechselweise Drama der Einleitung spielte, wunderte sich die ganze Umgegend über die unbegreifliche und fast unerklärliche Sympathie, welche zwischen dem thätigen, trockenen, heftigen und prosaischen Fabriksbesitzer, Herrn Swante Sorenius und dem Lehrer seines einzigen Sohnes, dem sorglosen, lebensfrohen, poetischen und harmlosen Philipp Thurné entstanden war.

Vielleicht wunderten sich diese Personen selbst doch am meisten über das Gefühl, welches ihren ungleichen Naturen entgegengesetzt, sie zu einander hinzog.

Das ganze Aeußere des Directors Sorenius zeigte einen Mann, der sich wohl einen Platz in der Welthütte hätte erwerben können, wäre er auch auf einen öden Felsen mitten im Meere hingeworfen worden. Er prahlte auch gern . . . wie dies oft der Fall mit reichen Männern ist, die ihre Laufbahn mit Nichts begonnen haben . . .

mit der Sparsamkeit, dem Fleiße und der Umsicht, durch welche es ihm geglückt sey, einen Schilling, einen Thaler nach dem andern zu sammeln, ohne jemals den geringsten Verdienst gering zu schätzen.

Was aufs Neue unseren Helden betrifft, müssen wir aufrichtig eingestehen, daß, wenn man noch Horoskope gestellt hätte, ihm gewiß ein ganz poetischer Hungertod in irgend einer Dachstube prophezeit worden wäre, jedoch mit der Hoffnung auf irgend eine ehrenvolle Erwähnung in der Anthologie oder Literaturgeschichte, woselbst man Romanenverfasser oder Dichter von »Jugenderinnerungen,« von »Erstlingsblüthen meiner Muse« u. s. w. systematisch einrangirt, und wo es nach vorausgegangener, gehöriger Musterung in dem correctesten Handelsstyl z. B. heißt: »Herr N. N. geboren an dem und dem Tage, gestorben dann und dann! Herausgeber Dieses oder Jenes . . .«

Beurtheilung. »Diesem Talente fehlte es nicht an Anlagen.« . . . oder: »Dieses fast vergessene Talent hätte Etwas über das Alltägliche hinausleisten können, wenn es sich etwas mehr befleißigt hätte, gewisse Fehler abzulegen, die wir beklagen, ohne sie verschweigen zu wollen.«

Nun ist es wohl wahr, daß Philipp — wenn jene Prophezeiung in Erfüllung gegangen wäre — sich immer damit hätte trösten können, daß es nicht das erste Mal sey, daß ein schwedischer Dichter in solcher Weise untergegangen. Und für Philipp wäre dieser Untergang eine Ehre gewesen, wenn man sich erinnert, daß er, der die Grenze seines Rufes nur auf einer Spalte in der Literaturgeschichte fand, dieses Schicksal mit solchen Männern theilte, deren geistreiche und classische Werke die Zeitgenossen mit Stolz und die Nachwelt mit Bewunderung gelesen.

Aber der Stolz und die Bewunderung, welche ein Land einigen seiner Söhne zollt, seyen es nun Dichter

oder Künstler, sind nur schimmernde Seifenblasen, welche verschwinden, wenn sie nach ihnen haschen. Sie sind ein nettes Spielwerk, welches sie beleben und auch ihre Seele berauschen kann, aber leider muß nun die Seele des Dichters oder Künstlers in einem Körper verweilen, und dieser ist es, der mitunter, in Ermanglung einer mehr reellen Ermunterung, erschlafft und ermüdet, während der Geist unter langsamen Kampfe lange, ehe der Körper mit seinen zähen Kräften zu Ende ist, unterliegt.]

Und später . . . ja später kommen bedauernde Urtheile, zweideutige Urtheile, gemeine Urtheile — denn die Welt hat ja namentlich das Recht, über die zu Gericht zu sitzen, wo sie niemals fähig war, zu beurtheilen, und zuletzt eine Subscription zu einem Denkmal, über dem Staub errichtet, meinem Ersatze für das, welches man bereits dem Geist errichtete, der ihn einmal beherrschte.

---

»Was wird aus Dir werden, Philipp? wann wirst Du wohl anfangen, mit einiger Ausdauer an dein Examen zu denken? wann gedenkst Du in die Fußstapfen deines Vaters zu treten?«

In dieser Weise hatte Philipps Mutter unzählige Mal gefragt und ebenso oft hatte der Sohn geantwortet:

»Was aus mir werden soll? Was Gott will, Mama! Einen akademischen Grad werde ich mir auch schon erwerben, denke ich, sobald ich meine Studien beendet habe. Aber in die Fußstapfen Papa's zu treten? Der Ehre entsage ich ganz und gar.«

Wenn die Mutter nun mit einem wehmüthigen Achselzucken sagte: »Philipp, Philipp!« dann sprach er weiter:

»Ich will lieber, daß man in meiner Grabrede sage: Philipp Thurné war ein Taugenichts, ein einfältiger

Thor, als daß es heißen solle: Dieser würdige Sohn betrat getreulich und mit gewissenhafter Redlichkeit denselben beschwerlichen, aber ehrenden Weg, den sein seliger Vater vor ihm wandelte . . . Der Himmel bewahre mich vor so vieler Tugend, sie hat ihre eigene Strafe im Gefolge, und kann man sich eine größere denken, als die, mit welcher der Papa zuletzt seine Grabrede bezahlen mußte: nemlich in der vollen blühenden Jugendkraft, als man in aller Gemüthlichkeit die Grammatik, die ganze Schulliteratur hätte bei Seite schieben können, wieder zu ihr greifen zu müssen, um beim Anfange anzufangen, nicht einmal, sondern tausendmal, und dies Alles, um das zähe Brot eines Rectors oder schließlich eines Lectors zu essen!«

»Dein Vater,« antwortete einmal die Frau Lectorin Thurné, »dachte ganz anders über sein Amt und seine Pflichten gegen die Allgemeinheit.«

»Dies kam daher, Mama, daß er, wie ich sagte, die personificirte Tugend war. Ich aber habe den Fehler weder tugendhaft noch schlecht zu seyn. Ich strebe gar nicht dahin, eine Stütze der Allgemeinheit zu werden, aber ich fordere auch nicht, daß sie mich stütze. Bekommen wir Etwas mit einander zu thun . . . nun, warum nicht? aber ich mag nun einmal nicht dies ewige Reden von den Pflichten gegen die Allgemeinheit, . . . mag Jeder suchen die Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, und sie scheint mir am besten erfüllt zu seyn, wenn man in Uebereinstimmung mit seiner Neigung lebt.«

»Philipp, Du erschreckst mich — nach der Regel kannst Du Dich ja dem Bösen hingeben, so sehr Du willst?«

»Aber um Gottes Willen,« antwortete Philipp, indem er seine Mutter, um sie zu beruhigen, an sein Herz drückte, »um Gottes Willen, was sind es denn für böse Neigungen, die ich besitze, und denen ich mich hingeben werde?«

»Lieber Philipp!«

»Liebe Mama! laß uns einmal sehen . . . ich mache ein wenig Verse, ich weiß aber wahrhaftig nicht einmal, ob Jemand sie liest . . . aber gleichviel, ich selbst studiere sie um so fleißiger. Ich trinke — mitunter einige Gläser — zu viel vielleicht in einem fröhlichen Gelage, aber ich bin doch deswegen kein Trunkenbold. Ich gerathe in Extase, wenn ich eine kleine sylphidische Figur sehe, denn meine Muse ist von zarter Art, und Untreue ist meine Sache nicht: dies wird also eine Tugend seyn. Ferner lese ich einen Haufen, den ich möglicher Weise entbehren könnte, und lasse hingegen einen andern Haufen liegen, um den ich mich meiner akademischen Studien wegen, gerade kümmern sollte . . . dies ist Alles!«

»Ach Philipp, Du bist zu leichtsinnig.«

»Lappalien, Mama. — Man ist nicht zur Welt gekommen, um sich mit Schwermuth herum zu schleppen.«

»Man ist aber auch nicht geboren worden, um gleich den Vögeln nur für den heutigen Tag zu leben: man muß an die Zukunft denken.«

»Ei, ei, wie hat Mama doch ihre Bibel gelesen: Jeder Tag hat seine Noth.«

»Du machst mich recht traurig, mein Sohn!«

»Nein, Mama macht sich selber traurig. Wäre ich zum Beispiel schon Familienvater, ein Narr, der sich zur Unzeit einen Stein an's Bein gebunden hätte, — ja dann hätte Mama schon Recht, aber mein jetzt ganz unschuldiges Leben zu moralisiren, und dies sogar mit Bezug darauf, weil ich, wie es nach altem Style heißt, die einzige Stütze meiner Mutter sey.«

»Nun, bist Du das nicht?«

»Schweigen wir von der Sache! Mama vermag noch, wenn es erforderlich wäre, die Stütze von zehn solchen Söhnen zu seyn, wenn gleich Mama glücklicherweise nur einen hat, und nemlich hat Mama Gottlob die con-

tanten Ersparnisse der Tugenden meines seligen Papas, und diese Ersparnisse sind gar zu wohl angelegt, als daß wir nöthig hätten, zu befürchten, irgend eine unglückliche Katastrophe könne mich zu einer Aenderung zwingen.«

»Aber erinnere Dich, mein Sohn, daß, was Du von diesen Ersparnissen erhältst, gar zu gering für die Dauer seyn würde.«

»Nun, und wenn sie nicht ausreichen? . . .«

»Was dann?« fragte die Mutter schnell.

» . . . Dann, werden wir sehen!«

---

Und eines schönen Morgens schrieb die Frau Lectorin an ihren Sohn, welcher sich in Upsala befand:

»Du hast jetzt Alles erhalten, Philipp, was Du in diesem Jahre bekommst, Du mußt Dir somit die übrige Zeit selbst helfen.«

Philipp antwortete:

»Das ist gut, Mama, in der nächsten Woche werde ich mir eine Hauslehrerstelle verschaffen. Zwar wird sie mir die Erlangung eines akademischen Grades ein oder zwei Jahre hinausschieben, aber ich habe niemals Eile.«

Die Mutter schrieb ihm aufs Neue:

»Wenn es dein aufrichtiger Vorsatz ist, Philipp, mit Ernst zu studieren, so kann ich Dir aus meinen eigenen Mitteln vorschießen.«

»Das erlaube ich nimmermehr,« war die zweite Antwort des Sohnes, »überhaupt könnte ich mir dann leicht Vorwürfe machen, wenn ich dann nicht ernstlich studierte, und man kann nimmer froh seyn, wenn man sich einen Vorwurf zu machen hat, mit dem man sich immer herumtragen muß. Also es bleibt bei der Hauslehrerstelle.«

Und es blieb dabei.

Auf diese Weise kam Philipp nach Ribyhus,

dem Gute, wo Director Sorenius seine große Baumwollenspinnerei hatte. Aber noch ehe die erste Woche um war, hatte der Director im Zorn erklärt, daß, wenn sein Sohn nicht aus eigenem Triebe sich unterrichtete, es zu vermuthen sey, daß er mit einem solchen Lehrer, wie dem jetzigen, ein vollständiger Idiot werde.

»Er braucht doch wohl, zum Henker, nicht das zu werden, was er bereits ist,« antwortete Philipp. »Mag der Herr Director noch zwanzig Lehrer engagiren, sie werden alle — insofern ihre Arbeit nach den Resultaten gemessen werden soll — ihren Lohn ebenso wenig verdienen, wie ich.«

»Man hat also die Unverschämtheit, mir zu sagen, daß mein Sohn ein Dummkopf ist?«

»Ich habe einzig und allein die Ehre zu sagen, daß ich nicht vermag, ihn zu einem gescheidten Kopf zu machen.«

»Will der Herr aber ein Mal wissen, was er selbst ist? Er ist ein ganz unverschämter Mensch, der die Zeit stiehlt vom Morgen bis zum Abend, ein Mensch, der kein einziges Mal in seinem Leben bedacht hat, was eine wohl angewandte Stunde heißt . . . kurz und gut, ich verabschiede ihn!«

»Glücklicher Weise bin ich nicht so hitzig, daß ich den Herrn Director beim Worte nehme. Ich habe meine jetzige Stellung unbeschreiblich lieb, mir gefällt Ihr Tischwein; ja Sie selbst gefallen mir sogar, obgleich ich eigentlich nicht weiß, warum. Und endlich habe ich auch meinen Schüler zu lieb, als daß ich ihn schlechteren Händen übergeben sollte, als meinen eigenen.«

»So, der Herr bleibt noch trotzdem, daß er verabschiedet ist?«

»Welcher Abschied denn? Jetzt handelt es sich doch nicht um irgend einen Arbeiter bei der Fabrik des Herrn Directors! Unser Contract lautet auf ein Jahr, und so lange wenigstens müssen Sie mit mir aushalten.«

»Das ist mir ein Teufelskerl!« brummte der Director, indem er dem Lehrer den Rücken wendete. »Unter seiner Obhut wird der Junge noch total verdorben.«

## II.

## Anfang der Freundschaft.

Aber der dreizehnjährige Didrik oder Dick, wie man ihn für gewöhnlich nannte, wurde gar nicht verdorben unter der Obhut Thurné's.

Indessen wußte wiederum Niemand zu sagen, wie oder wann er Etwas lernte. Während der Unterrichtsstunden fand man nicht selten den Lehrer ausgestreckt auf dem Sopha liegen, die Cigarre im Munde, die Augen an der Decke wurzelnd und Dick in einem Stuhle nebenbei. Dieser las laut, nicht aus Cornelius Nepos, sondern aus den Gedichten seines Magisters, welche dieser, indem er sie in solcher Weise wieder hörte, besser corrigiren zu können glaubte.

Ein anderes Mal war es Dick, welcher auf dem Sopha lag, und mit seinen Füßen der Rosabella, einem kleinen weißen Hunde, liebkoste, der einen eben so großen Reiz für Dick, als die Muse des Gesanges für Philipp hatte.

Und während dieser Erholung, welche der Lehrer nicht bemerkte, saß dieser im Stuhle und erklärte dem Dick durch Beispiele und Gründe Alles, was der Knabe selbst nicht im Stande gewesen war, von dem zu begreifen, was der Magister den Abend vorher empfohlen hatte, in den Freistunden flüchtig durchzublättern, und welches Dick auch gethan hatte, denn er hätte versucht, Hieroglyphen zu entziffern, wenn der Magister ihn darum gebeten hätte

Der Director schüttelte den Kopf. Dies Alles konnte nicht gut endigen. Aber er beruhigte sich doch, so lange Lehrer und Schüler während den Unterrichtsstunden im Zimmer verblieben.

Aber wenigstens vier Mal von acht traf es sich, daß Keiner von ihnen dort gefunden wurde.

»Wir werden uns eine kleine Bewegung machen, Dick,« sagte Philipp.

»Komm Rosabella,« sagte Dick.

Und damit liefen sie alle Drei aus der Schule, woselbst Mademoiselle Rosabella gewöhnlich den Herren Gesellschaft leistete, hinaus in Thal, Feld und Wald.

Und nachher, wenn man spazirt, gymnastizirt und sich müde gesprungen, nachdem Rosabella nicht länger — eine neue Psyche — ausgestreckt über den Arm des Dick-Amors hängen wollte und sogar begann, auf die Complimente Philipps zu knurren (welche darauf hinzielten, Rosabella zu einer kleinen Solovolte zu bewegen), nachdem all dieses vorüber war, warf sich die ganze Gesellschaft ins Gras und während Rosabella einschlief und ihre kleine rosenrothe Schnauze in die Falten von Dick's Aermel steckte, begann eine lange Unterredung zwischen Philipp und seinem jungen Schüler.

Durch diese Conversationsform übte er alsdann sein wirkliches Amt aus und nahm sich gute Zeit, Alles recht faßlich darzustellen. Oft wurde die Unterredung dadurch unterbrochen, daß der Lehrer seinen Schüler das Pensum laut vorlesen ließ, oder es ihm selbst vorlas; und auf diese fragmentarische Weise holte Dick während der ersten 6 Monate so viel nach, daß der Director, als endlich ein Mal eine Art öffentliches Examen angestellt wurde, weit mehr zufrieden war, als er jemals erwartet hatte.

Diese 6 Monate hatten den Dick — nach alter Rechnung — wenigstens anderthalb Jahr kenntnißreicher als vorher gemacht.

»Zwar sind Sie ein Taugenichts,« sagte der Director zu Philipp, als sie allein waren, »aber Sie haben jedenfalls großes Verdienst um meinen Jungen.«

»Und zwar sind Sie, Herr Director, ein wahrer Steinhauer in der Kunst, Artigkeiten zu sagen,« antwortete Philipp mit Heiterkeit, »aber Sie haben ein großes Verdienst dadurch, daß Sie den Taugenichts bezahlen, als sey er die gescheidteste Person von der Welt.«

»Hm, mein lieber Thurné, was die Artigkeiten betrifft, so . . . aber gleichviel: wir fangen trotzdem an, unsere Rechnung mit einander zu finden, glaube ich.«

»Ich wundere mich nur über Eine Sache, die nemlich, daß der Herr Director 6 Monate gebraucht hat, um einzusehen, daß wir eigentlich ganz und gar für einander geschaffen sind.«

»Wir — ha, ha, ha, jetzt wird es bald zu stark!«

»Mit einem Wort, wir werden kaum ohne einander leben können.«

»Sie und ich?«

»Gerade wir . . . Wir wollen ein Mal sehen . .«

»Und wenn ich für meinen Theil noch so viel darüber nachdenke . . .«

»Warten Sie mal, ich werde es beweisen.«

»Schön — die Beweise möchte ich hören.«

»Wenn der Herr Director des Morgens seinen Gang in die Fabrik gemacht hat, wo geht er dann wohl hin? ins Comptoir vielleicht? I, bewahre — nein, direct nach dem Schulzimmer, um zu zanken: Potz Blitz, schläft der Herr denn noch . . . zum Henker, läßt der Herr denn noch den Jungen schlafen . . . zum Teufel, kommt man denn auf solche Weise vorwärts? . . . u. s. w. u. s. w.«

»Also das war es?« lachte der Director, »das ist jedenfalls eine Art, mein ernsthaftes Gesicht zum Lachen zu bringen — also das, das scheint mir gerade nicht zu beweisen, daß wir unzertrennlich sind.«

»Ja, Sie wollen mir ausweichen, merke ich. Wird nicht jener Besuch mit irgend einer kleinen Aenderung fünf oder sechs Mal des Tages wiederholt? Wenn aber der Herr Director von seinem liebsten Vergnügen abgehalten wird, wer ist es denn anders, als ich, welcher, diesen Mangel in der Tagesordnung entdeckend, in aller Bescheidenheit Sie aufsucht, wonach wir, Notabene nachdem ich erst eine Abhandlung über die richtigen Grundsätze für eine wohlorganisirte Spinnfabrik zum Besten gegeben habe — als gute Freunde zusammen nach Hause gehen, um uns in die angenehmsten Tabakswolken hineinzuspinnen, durch welche wir bald einander mit ganz andern Augen ansehen.«

» . . . welche Sie sich immer wünschen, um mir Ihre abscheulichen, schwerfälligen Verse vorzulesen, die ich nun durchaus nicht verdauen kann . . .«

» . . . und welche Sie jedesmal mit einem so großen Glase Punsch hinunterspühlen, daß sie fast ertrinken.«

»Sie — nein dazu sind sie bei Gott zu schlecht gemacht . . . das Zeugs summt mir oft mitten am Tage vor den Ohren.«

»Sagen Sie lieber,« antwortete Philipp lachend, »daß nur der göttliche Funke in ihnen es vermag, sie in dieser Atmosphäre von ungewöhnlich achtungswerther Prosa obenauf zu erhalten.«

---

Philipp hatte Recht. Gerade um diese Zeit fand sowohl er, wie der Director Vergnügen an ihrem gegenseitigen Umgange.

Gerade um diese Zeit hatten sie sich sehr aneinander gewöhnt. Und von dem Tage an, wo der Director offen seine Verbindlichkeit gegen Philipp hinsichtlich Dick's anerkannt hatte, fand Philipp sich veranlaßt, sich dieser

Verbindlichkeit noch mehr werth zu machen, dadurch, daß er sie vergrößerte.

Jedoch änderte er Nichts in Bezug auf die einmal eingeführte Tagesordnung.

Wenn Philipp spürte, daß der Dichter in ihm die Oberhand gewann, mußte er sogleich in die schönen Wälder von Ribyhus hinaus, hätte er auch selbst in diesem Augenblicke die Unterrichtsstunde mit seinem Schüler angefangen.

Und wohl traf es sich dann oft, daß Dick, so lange der Dichtertaumel währte, einsam sitzen mußte und lesen, daß er keine andere Leitung hatte, als die Rosabella's, der geschickten Rosabella, die, wenn sie sah, daß Dick unter der Anstrengung, sich irgend einen mathematischen Punkt klar zu machen, auf den Punkt kam, einzuschlafen — ihm von einem großen Lehnstuhle, den Dick zu seiner ausgewählten Bibliothek benützte, das brachte, was ihr gerade selbst einfiel.

Diese Bibliothek Dick's bestand meist aus Reisebeschreibungen und Sammlungen von fremden Völkern, Trachten, Häusern, Schiffen u. s. w., alles gründlich beschrieben von Personen, welche diese Völker besucht hatten.

Dergleichen Lecture machte Dick am meisten Vergnügen; er bestand immer darauf, daß, wenn er sein eigener Herr würde, er ein großes Schiff bauen würde, auf welchem er, wenn er es mit allen Arten Waaren vollgepackt hätte, die Erde umsegeln und alle verschiedenen Arten Menschen besuchen würde, um sich wieder andere Sachen bei ihnen einzutauschen. Später, wenn er wieder heimgekehrt sey, wolle er ein großes Haus für die Schätze erbauen und seine übrige Zeit damit verbringen, sie zu beschauen und zu studieren und seine Erinnerungen nieder zu schreiben.

Diesen leuchtenden Traum der Zukunft, in welcher Papa den Keim zu einem thätigen kaufmännischen Genie

erblühen sah, benutzte Philipp, um Dick zu vermögen, solche Sachen zu lesen, die sonst ganz und gar gegen seinen Geschmack stritten. Ein Glück für Dick war es, daß, was ihm einmal eingeprägt war, eben so fest in seinem Gedächtnisse wurzelte, als es ihm Mühe gekostet hatte, es dort hinein zu bringen.

Director Sorenius, welcher Witwer war, machte ein gastfreies Haus. Er sprach freilich viel von der Nothwendigkeit zu sparen, war aber dessenungeachtet mehr freigebig als sparsam, und seitdem »der liebenswürdige, der muntere, der vortreffliche« Herr Philipp Thurné in sein Haus gekommen war, bekam er noch öfter Besuch als früher; denn auf das angenehmste und ungenirteste spielte Philipp den Wirth, und er lud Jeden — besonders Damen — auf das angelegentlichste ein, recht bald wieder zu kommen.

»Es ist ganz und gar für Dick's Erziehung nothwendig,« pflegte der Lehrer zu sagen, »daß er an das gesellschaftliche Leben gewöhnt wird, dort sammelt man auch eine Art sehr nützlicher Kenntnisse ein, und weil die Wissenschaft doch nimmer sein rechtes Feld werden wird, so ist es besser, daß er lernt mit Menschen menschlich zu leben und ein Mann comme il faut zu werden.«

Es war freilich die Ansicht und sogar der Wunsch des Directors gewesen, daß sein Sohn ein gelehrter Mann werde, aber dagegen führte Philipp so sonnenklare Beweise, und so handgreifliche dafür, daß ein Jeder der Bahn folgen müsse, die ihm die Natur selbst vorzeichnet, so daß der Director sich jetzt mit dem Wunsche begnügte, seinen Dick als einen im Allgemeinen gebildeten Mann zu sehen, welcher das Recht haben sollte, zwischen der Laufbahn eines Kaufmanns und eines Fabrikanten zu wählen.

So betrachtet, war Alles gut und man lebte jetzt auf einem so freundlichen Fuße mit einander, daß der Director

gegen Ende des ersten Jahres Philipp erlaubte — und zwar ohne ihn zu unterbrechen — ihm ein ganzes langes Gedicht vorzulesen, welches zu einer Preisschrift für die schwedische Akademie bestimmt war; ja der Director fand sogar, daß der „Quark nicht so dumm sey,“ eine Artigkeit, welche Philipp hundertmal wieder vergalt, indem er ihn eines schönen Tages mit der Erfindung einer Maschine überraschte, welche von unberechenbarem Vortheile für die Fabrik seyn sollte.

In Folge dieser großen Anstrengung ward Philipp zum ersten Male vom Director umarmt.

„Potz Blitz! Sie haben ja wahrhaftig Talent, ein wirklicher Mensch zu werden, und wenn auch die ganze Erfindung möglicherweise bei dem ersten Versuch, sie in Ausführung zu bringen, scheitern sollte, so gebe ich doch gleichwohl viel auf den guten Willen, und wenn Sie nur dieses... dieses ... Fräulein Muse über Bord werfen...“

„Gnade! Gnade! für meine Muse,“ rief Philipp ... und als es sich einige Wochen später zeigte, daß die schwedische Akademie das genannte Gedicht mit ihrem zweiten Preis belohnt hatte, so wird man sich vorstellen können, daß es jetzt nicht länger Zeit sey, die Geliebte Philipps in die Unterwelt zu schicken.

Im Gegentheil, von jetzt an strahlte sie in allen Kalendern und Zeitungen kreuz und quer, und es schien Philipp gewiß, daß er bei der Herausgabe des zweiten Bandes seiner „Stunden bei der Lyra“ einem ganz andern Erfolg entgegen sehen könne.

Die Kunst war nur einen Verleger zu finden... die Schwierigkeit, es selbst zu verlegen, hatte er bereits erfahren. Ein Verleger ist nicht so leicht in der Flucht zu erhaschen, als eine der lieblichen Musen.

Besuchte er einen dieser Herren während des Winters, dann hieß es immer: Mein Herr, um diese Zeit ist es sehr schwierig, irgend ein Werk mit Vortheil heraus zu

geben: denn die Communication ist während des Winters fast gehemmt, die Versendungskosten zu bedeutend, wenn Sie aber bis zum Sommer warten wollten, wäre es vielleicht möglich...« Als Philipp aber des Sommers einen Ausflug von Upsala — es versteht sich von selbst nach Stockholm — machte, dann hieß es umgekehrt: »Mein Herr, jetzt wohnt ja die ganze Welt auf dem Lande... während des Sommers liest ja kein Mensch — wenn Sie aber vielleicht gegen den Winter...«

Es war die Folge einer solchen verdrießlichen Antwort, daß Philipp seine Gedichte selbst verlegte, und sie zu großem Schaden für seine Casse und zu keinem geringern für seine Eigenliebe herausgab.

Glücklicherweise betrachtete er dies nicht als einen Fehler seiner selbst...

Aber wir wenden uns von dem Dichter an den Hauslehrer.

Als das Jahr zu Ende war, schrieb die Mutter Philipps und brachte ihrem Sohn das alte Thema in Erinnerung. Und in einem plötzlichen Anfalle von Dankbarkeit darüber, daß seine liebe Mama dies Thema so lange unberührt gelassen hatte, entschloß er sich, sie damit zu belohnen, daß er stehenden Fußes nach Upsala reisen wollte, um sich den vielbesprochenen akademischen Grad zu erwerben.

Als er aber diesen Entschluß, an den der Director nicht gedacht hatte, aussprach, ward die Trauer wegen Dick's so groß, daß der Director ihn fast fußfällig bat, ihn nicht auszuführen.

»Zum Teufel mit dem dummen Grade! Zu was soll der dienen? Sie wollen ja doch kein öffentliches Schulamt bekleiden.«

»In der That, das ist mehr gesagt, als ich selbst gewußt, und als daß ich darauf zu antworten wage. Aber bereits seitdem ich in der Jacke herum lief, hat man mir

zugleich mit »dem Gotte, der die Kinder lieb hat,« immer vorgesagt: »Wenn Du groß wirst, kleiner Philipp, und Dir deinen Grad erworben hast...« und dadurch ist es allmälig dahin gekommen, daß ich mich an den Gedanken gewöhnt habe, daß ich nicht groß werde, ehe ich mir einen akademischen Grad erworben habe, und da ich jetzt bald volle ein und zwanzig Jahr alt bin, geht es gewiß nicht länger, den Kleinen zu spielen.«

»Aber, wie wird es denn nachher werden?«

»Wer wird denn jetzt schon daran denken?«

»Mir scheint dessenungeachtet, daß...«

»Durch Hilfe meiner akademischen Preisbelohnung und meines Jahresgehaltes — welchen ich nicht anzugreifen genöthigt war, denn Sie werden bemerkt haben, daß ich kein Verschwender bin — kann ich mich ein Jahr in Upsala aufhalten, und länger brauche ich nicht, um meine Studien zu beendigen. Was dann nachher kommt, dafür mag der liebe Herrgott sorgen.«

Der Director vermochte nichts gegen Philipps Entschluß. Dieser versprach aber, daß es ihm viel Freude bereiten würde, wenn der Director Reisegeld sende, die Sommerferien auf Ribyhus zu verbringen.

---

Mit der Abreise Philipps begann ein sehr trauriges Leben auf Ribyhus.

Der Director engagirte einen neuen Hauslehrer. Als dieser aber nicht auf das kameradliche Verhältniß mit Dick eingehen, nicht die Lehrstunden in Spielstunden oder umgekehrt, je nach Umständen verwandeln wollte, und noch weniger Mademoiselle Rosabella, Dick's auserkorenen Liebling, in die Mysterien der Schule einführen wollte, und sie nur mit genauer Noth während des Unterrichts im Zimmer duldete, wurde Dick wieder faul, widerspenstig,

und endlich so halsstarrig, daß der neue Lehrer nichts mit ihm ausrichten konnte, weshalb dieser nach unzähligen Klagen sein Amt niederlegte, und ein Anderer, welcher ihm folgte und mit denselben Grundsätzen dasselbe Resultat erlangte, verabschiedete sich gleichfalls.

»Es fängt aber jetzt an, zu arg zu werden,« sagte der Director jedesmal, wenn ein neues Interregnum begann. »Wirst Du denn niemals meinen Kosten genügen, Junge? Wirst Du denn immer den Lehrer durch deine Widerspenstigkeit verjagen?«

»War ich denn jemals widerspenstig gegen Herrn Thurné? — Las ich damals nicht, war ich damals nicht fleißig?«

»Wenigstens lerntest Du etwas von ihm.«

»Ja, das ist richtig, und Papa hätte Herrn Thurné überreden sollen, hier zu bleiben. Keiner vermag so zu unterrichten wie er, und wenn Papa nicht machen kann, daß der wieder herkommt, dann schicke mich lieber nach Upsala zu ihm, denn so viel ist gewiß, von keinem Andern werde ich etwas lernen können.«

»Dick, mein Sohn, Du hast deine lichten Augenblicke!«

Der Director sagte nichts weiter, aber am folgenden Morgen waren die Koffer bereits gepackt, der Reisewagen vorgespannt — und ehe die Uhr zehn geschlagen hatte, war der Director, Dick und Rosabella auf dem Wege nach Upsala.

# III.

## Die Freundschaft wird geschlossen.

Es war ein großer Jubel, als Philipp Thurné — welcher gerade mit dem Punschlöffel in der Hand, in seinem einfachen Studentenzimmer saß, seinen alten Gönner mit dem lieben Dick eintreten sah.

Sie kamen, wie gerufen, um Theilnehmer an dem kleinen Feste zu seyn, welches Philipp heute seinen Freunden an seinem zehnten Namenstage gab.

Als später die Freunde sich entfernt hatten, setzte der Director Philipp auseinander, wie es nach seiner Abreise mit Dick's Unterricht drüber und drunter gegangen wäre, und daß er, nach Dick's eigenem Verlangen, jetzt gekommen sey, um diesen seinem alten Lehrer zu übergeben.

»Und ich werde Dick pflegen, als sey er mein eigener Sohn . . . nicht wahr, Dick, Du hältst Stücke auf Papa Philipp und wirst bald wieder das einholen, was Du vergessen hast?«

»Ich weiß was ich thue . . . wenn ich will!« sagte Dick, halb lachelnd, halb schluchzend. »Und wenn ich bei dem bin, der mir von allen Menschen am liebsten ist, so will ich.«

Der Director miethete eine kleine Wohnung.

Philipp sollte nun auf seine Kosten in Upsala leben, was unser Poet für einen ganz angenehmen Glückszufall hielt, denn die unzähligen — Namenstage, die man ihm zugeschoben, hatten ihn schon so aufs Trockene gesetzt, daß es ihn zuweilen, wenn er darüber nachdachte, wie die leise Ahnung eines Grauens überkam.

Nun aber in den angenehmsten Verhältnissen, sah er das Leben in dem herrlichsten Rosenroth schimmern, und nachdem der gute Director fortgereist war, lebten Philipp und Dick wie ein paar gute lustige Brüder, welche sich vorgenommen haben, die Zukunft, das heißt den nächsten Tag in der lichtesten Perspective zu sehen.

Hiemit sey aber nicht gesagt, daß Philipp das Geld des Directors ganz unnütz wegwarf, denn unter der langen Liste von »nothwendigen Dingen« waren doch jedenfalls einige, welche wirklich nothwendig seyn mochten. Noch weniger vernachlässigte er Dick, welchen er theils der Anhänglichkeit wegen liebte, mit der dieser sich schon ihm angeschlossen hatte, und theils, weil Philipps eigenes Herz so warm war, daß er sich glücklich fühlte, Jemanden lieben und schätzen zu können.

Was er aber dagegen versäumte, das war sein eigenes Studium. Er hatte Gelegenheit zu genießen, und deshalb genoß er auch, »denn,« sagte er, »man ist jedenfalls nur einmal jung im Leben.«

Sieben Monate hindurch ertrug der Director die Entbehrungen, welche er sich auferlegt hatte, durch das Alleinseyn, und fand in Philipps und Dicks Briefen einen Ersatz dafür. Dick war gerade etwas genial geworden und renommirte mit seinem »Studentenleben,« aber als der Termin zur Promotion an der Universität herannahte, ohne daß man irgend Etwas davon hörte, daß Philipp sich zum Examen gemeldet habe, fing der Director stark mit dem Kopfe zu schütteln an.

Als das ein paar Wochen gedauert hatte, setzte er sich hin und schrieb folgenden Brief an den Erzieher seines Sohnes:

»Sie machen, glaube ich, in aller Ewigkeit Ihr Examen nicht; aber das ist auch ganz gleichgiltig, denn Sie sind mehr als hinreichend gelehrt für die vorzügliche

Anlage, die Sie haben, nicht in der Welt fortzukommen.

Setzen wir neue Fälle!

Entweder bleiben Sie sitzen — was mir noch schlimmer scheint, wie eine alte Jungfer — oder Sie werden ein sogenannter eleganter junger Mann, was Sie auf dem kürzesten Wege ins Schuldgefängniß führt, denn bei der Versmacherei werden Sie wohl begreifen, feiert man nicht viele Namenstage und Geburtstage.

Na, diese herrlichen Aussichten haben doch alle noch Zeit und können aufgeschoben werden.

Kommen Sie nach Ribyhus zurück — ich habe Sehnsucht nach dem Jungen und auch nach Ihnen, und da Dick doch noch drei oder vier Jahre lang einen Erzieher gebraucht, so biete ich Ihnen mein Haus um 500 Thaler Banco jährlich. Dick nimmt Ihnen doch nicht mehr Zeit weg, als daß Sie nicht mit Bequemlichkeit dabei drei bis vier Rieß Papier vollschmieren könnten, und die will ich Ihnen auch schenken, ja mich sogar verpflichten — wenn wir uns in den Herbstabenden mit nichts Besserem unterhalten können — Ihren herrlichen Singsang, der zuweilen vielleicht doch nicht so ganz schlecht ist, mit anzuhören. Aber jedenfalls hat der Sie verdorben und deshalb mag ich ihn nicht leiden.

Mit väterlicher Freundschaft

Swante Sorenius.

P. S. Ich erwarte natürlich schleunige Antwort.«

---

Ungefähr zwei Monate, nachdem dieser Brief abgegangen war, nahmen Philipp und Dick eines schönen Abends ihre alten, neu eingerichteten Zimmer auf Ribyhus ein.

Da der Director statt einer baldigen Antwort nicht eine einzige Zeile von Philipp erhielt, glaubte er, daß dieser sich auf irgend eine Weise verletzt gefühlt habe, was ihm leid that, da er es mit sich und dem jungen Manne so gut gemeint hatte.

Nun aber, da er seine Wünsche ganz unerwartet erfüllt sah, war sein erstes Wort ein Vorwurf, daß es so lange gedauert habe.

»Ich war ja mitten in meinem Tentamen,« sagte Philipp lachend.

»Ja, ich kann mir denken, daß Sie das viel Zeit gekostet hat.« Der Director zuckte verächtlich mit dem Munde.

»Es sieht wahrhaftig aus, als ob Sie es nicht glaubten?«

»Ich glaube es auch nicht, denn sonst hätten Sie doch eine Auszeichnung bekommen.«

»Mich zeichnet meine Muse aus und deshalb bedarf ich der Auszeichnung nicht, die nur einen Kranz darbietet ... Aber, ernstlich gesprochen, Ihr Brief ärgerte mich ein Bischen: ich war an dem Tage schon vorher in schlechter Laune, denn Dick war gerade aus dem Dome zurückgekehrt, und erzählte mir ein ganzes Volumen von der Promotion, die er mit angesehen hatte und der arme Junge weinte, daß sein theuerer Papa Philipp sich nicht unter den Auserwählten befand.«

»Warst Du denn schon so gescheid, Dick?« unterbrach ihn der Director.

»Zweifeln Sie nicht an Dick's Klugheit,« entgegnete Philipp. »In den letzten Monaten war er mein Mentor eben so sehr, wie ich der seinige.«

Dick lächelte und sah ganz stolz aus.

»Ja,« fuhr Philipp fort, »vielleicht ist es hauptsächlich Dick's Verdienst, daß ich mein Examen gemacht habe, und nun Candidat bin. Die Promotion ist ja nur eine Ceremonie.«

»Was, zum . . . was tausend! sind Sie wirklich Candidat?«

»Sind wir's Dick? — antworte Du!«

»Ja, Papa, Du kannst Dich darauf verlassen, wir sind's . . . Ich habe das Diplom eingepackt.«

Der Director wurde etwas verlegen über seine fehlgeschlagene Prophezeiung, aber noch mehr erfreut, was man an dem kräftigen Händedrucke sehen konnte, den Philipp erhielt.

»Na, da hat mein Brief vielleicht auch etwas genützt.«

»Ohne Zweifel. Er kam gerade, als, wie ich eben erwähnt habe, Dick weinend seinen Bericht beendigt hatte. Als ich ihn zu Ende gelesen, sagte ich: »Hm!« Darauf reichte ich ihn Dick, der auch sagte: »Hm!« . . . »Was meinst Du,« fragte ich . . . »Daß Vater in dem ersten Unrecht hat,« antwortete er, »denn Sie können wohl Ihr Examen machen, wenn Sie nur wollen . . . « »Glaubst Du das, mein lieber Sohn Dick!« und es rührte mich gewissermaßen, daß Jemand an mich glaubte; denn ein Brief von meiner Mutter, den ich einen Tag vorher erhalten hatte, bewies mir, daß auch sie klein im Glauben war.«

»Und nun, Papa,« fiel Dick ein, da er am besten fand, jetzt das Wort zu nehmen, »sagte Herr Thurné: »**à la bonheur**,« sagte er, »wir wollen doch einmal sehen, ob man nicht eben so gut nach, wie vor der Promotion das Tentamen machen kann. — Gib Acht, mein Junge, jetzt beginnt hier ein neues Leben; merkst Du aber, daß ich müde werde, dann treibe mich an, so wie ich es später, mit Gottes Hilfe, bei Dir machen werde!«

Der Director lachte und schlug Dick kräftig auf die Schulter.

»Na; hast Du ihn angetrieben?«

»Ja, tüchtig, Vater, ich konnte kaum des Abends einschlafen, weil ich fürchtete, daß ich ihn nicht zur rech-

ten Zeit wecken würde. Und ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch so viel studieren könne — Herr Thurné stopfte lateinisch und griechisch in sich hinein, wie Pferde Hafer fressen.«

»Pfui Dick! Du bist deines Lehrers unwürdig; wie kannst Du ihn in seinem Streben nach der Weisheit mit einem Pferde vergleichen, das Hafer frißt — hättest Du wenigstens vom Pegasus gesprochen . . . Aber genug, ich bin Candidat, und auf der Rückreise machten wir auf eine Woche einen Abstecher, um meine Mutter zu überraschen, welche mir nun, Gott sey Dank, wieder ihr Vertrauen geschenkt hat.«

»Und Madame Thurné erlaubte mir Tante zu ihr zu sagen, Papa, und sie war ganz wie eine Mutter gegen mich. — Ach Gott, wie lieb und freundlich ist sie! Rosabella bekam so viel Zwieback, daß sie gar nicht wieder fort wollte.«

»Aber so entzückt Du auch von meiner lieben Mutter bist, so gehorchst Du ihr doch nicht. Hat sie Dir nicht eben so wie ich tausendmal gesagt: Laß dein ewig Herr Thurné und sage Philipp! Du bist ja volle fünfzehn Jahre alt, und außerdem leben wir mehr wie Brüder, denn wie Lehrer und Schüler.«

»Und um das vertrauliche Verhältniß zu complettiren, welches wir nun eingegangen sind,« fügte der Director hinzu, »sage auch ich schlechtweg Philipp — der Candidat klingt so fremd, und ich bin wohl alt genug, um Onkel zu heißen.«

---

Man bereitete sich nun auf Ribyhus zu einer langen Reihe traulicher Jahre vor, und Philipp hatte bereits den Plan zu einer Tragödie entworfen, die seinen Namen unsterblich machen sollte, als man sich schon nach

wenigen Monaten in der Ruhe und Gemüthlichkeit gestört sah.

Der Director bekam einen Schlaganfall, von dem er sich zwar erholte, der ihm aber ein Bein und einen Arm lähmte, und als er nun ein armer Invalide im Rollstuhl geworden war — etwas, das so vollständig der thätigen und raschen Natur des Mannes widerstrebte — bedurfte es ganz besonders der Gegenwart Philipps und seines belebenden Umganges.

Und Philipp — er, der, so lange der Sommer währte, am liebsten von Morgen bis Abends in den Hainen und im Winter vor dem Camin weilte — wie freundlich beherrschte er nicht seine Neigungen und blieb bei dem Director, um sich von dem Alten ermüden zu lassen, der täglich gereizter wurde.

Aber es war nicht allein die echte Freundlichkeit, welche sich in Philipps ganzem Wesen zeigte: er trat allmälig in ein ganz eigenes Verhältniß, er wurde so zu sagen eine wirkende Kraft in dem lahmen Arme des Directors.

Philipp wurde anvertraut, was der Director bisher weder den Buchhaltern, noch den Fabriksinspectoren anvertraut hatte, und da er auf diese Weise in eine Menge neuer Verhältnisse eingeweiht wurde, bekam er auch eine ganz neue Wirksamkeit, welche ihm, gegen alle Erwartung, so sehr zusagte, daß er, selbst nachdem das Leiden des Directors verschwunden war, fortfuhr, das Factotum seines Principals, der Ableiter von dessen übler Laune, der Vollführer seiner häuslichen Bestimmungen und gewöhnlich sein Intendant und Privatsecretär zu seyn.

Was den Director am meisten verwunderte und erfreute, war Philipps auffallende Ordnung bei alledem.

Er hatte nicht geglaubt, daß ein Poet, ein — wie der Director es nannte — »für sich selbst unnützer

Mensch« für Andere so nützlich seyn könne, und einmal äußerte er auch diesen Gedanken.

»Ich würde wohl,« antwortete Philipp, »auch für mich nützlich seyn, wenn ich Etwas hätte, womit ich es seyn könnte. Aber mich von nichts herauf zu arbeiten, dazu habe ich keine Lust.«

»Hm!«

»Doch, was schadet das,« fuhr Philipp in sorglosem Tone fort: »ich lebe ja auch ohne Reichthum glücklich.«

»Aber wenn Du ihn hättest, so glaube ich, würdest Du ihn nicht unnütz verschwenden.«

»Ich würde so viel verschwenden, als ich für meine Genüsse brauchte; aber ich bin nicht an große Bedürfnisse gewöhnt, und würde mir wahrscheinlich nicht deshalb neue schaffen, weil ich ihnen genügen könnte.«

Der Director setzte das Gespräch nicht fort, aber er fühlte sich täglich mehr zu Philipp hingezogen, fühlte sich wegen seiner Geduld zu Dank verpflichtet und immer mehr erfreut über seine Thätigkeit bei den ihm anvertrauten Geschäften.

Was Dick betrifft, so war Philipp gleichsam seine Seele, und wenn man zufälligerweise von der Zeit sprach, wo Dick keinen Lehrer mehr bedürfen würde, so sah er aus, als wenn er gar nicht begreifen könne, wie es möglich sey, ohne diesen zu leben.

## IV.

## Die Tochter des Directors.

»Zum Henker, Philipp, schlechte Neuigkeiten!« rief der Director an einem schönen Frühlingsmorgen, als Philipp, der in den Wald gegangen war, um mit

seiner Muse zu schwärmen, durch fünf oder sechs Boten — nach allen möglichen Seiten hin ausgesandt — zurück geholt worden war.

»Na, was gibt's Onkel? droht etwa ein Falliment? oder hat sich die Lähmung wieder im Arme eingefunden? oder ist vielleicht Feuer in der Fabrik ausgebrochen?«

»Ach nein, meine Schwester, die fromme Seele in Hernösand, will bald abfahren, nach dem, was sie schreibt, und deshalb will sie, daß Lilia hier nach Hause kommen soll, ehe das Kind allein bleibt.«

»Nun darin sehe ich doch kein Unglück. Wir haben auf Ribyhus zwar Alles, was man sich von den Annehmlichkeiten des Lebens wünschen kann, aber das Allerangenehmste fehlt uns doch.«

»Hoho, was sollte denn das für eine Annehmlichkeit seyn?«

»Frauenzimmer, denn ich will die nicht rechnen, welche kommen und gehen, schöne Zugvögel, die nur Leere und Sehnsucht zurück lassen.«

»Für meinen Theil sehe ich sie so am liebsten. Denn ein Haus, das von Frauenzimmern regiert wird ... hu ...«

»Man hört, daß Sie zehn Jahre lang Witwer gewesen sind; aber glauben Sie mir, Onkel, Sie gewöhnen sich bald an die Seligkeit, wenn Sie fühlen, wie eine kleine zarte Hand Alles ordnet.«

»Eine kleine zarte Hand,« rief der Director. »Ich bin zufrieden, wenn die große Gunnel den Rollstuhl vorwärts schiebt, oder mir die Kissen zurecht legt. An die bin ich einmal gewöhnt, aber ich fürchte, daß die Pflege meiner vielgeliebten kleinen Tochter mehr beschwerlich als wohlthuend seyn werde. Die schnippischen Frauenzimmer sind so ... so ... ja, ja, ich weiß was ich meine.«

»Man sollte glauben, daß der Herr Onkel seine Tochter nicht sehr liebe, und ich glaube wirklich, daß in den Jahren, die wir zusammen verlebt haben, Fräulein Lilia keine zehn Mal genannt worden ist.«

»Wohl habe ich sie lieb, das versteht sich," aber auf meine Weise. Doch wozu sollen wir davon reden. Es sind nun acht Jahre her, seit meine Schwester sie zu sich genommen hat und sechs Jahre, daß ich sie besuchte und mein Kind zum letzten Male sah.«

»Und da versprach sie...«

»Zwei Dinge.«

»Darf ich fragen, welche?«

»Erstens, daß sie keine besondere Schönheit, und zweitens, daß sie ohne Zweifel ein kleines intriguantes Frauenzimmer werden würde. Und ich glaube, daß sie jetzt zu sechszehn... nein, warte mal... sie wird in einigen Monaten siebzehn Jahr — beide Versprechungen hält.«

»Na,« fiel Philipp lachend ein, »Parteilichkeit darf man Ihnen nicht vorwerfen.«

»Nein, ich hüte mich wohl, daß die Leute über mich lachen! Indessen wird es nun doch nöthig, das Haus anders einzurichten... Wir wollen 'mal sehen, was sie selbst sagen wird... Es fällt mir so schwer die kleinen Krähenfüße zu lesen, daß ich wartete, bis Du kamst.«

»Wenn ich ihre übrigen Aussprüche nach dem beurtheilen wollte, was Sie von Fräulein Lilia's Krähenfüßen gesagt haben, so glaube ich, ist der verehrte Vater sehr ungerecht gegen sein Kind.«

»Ungerecht... ungerecht?« rief der Alte.

»Ja, man kann ja keine schönere Frauenhand sehen — sie hat sich seit dem vorigen Jahre außerordentlich verbessert... Nun wollen wir sehen, ob der Inhalt etwas anderes ist, als gewöhnlich.«

»Aha, Du mußt doch gestehen, daß der regelmäßige Quartalsbrief mit den »ehrfurchtsvollen Danksagungen für Papa's letztes Geschenk« nicht sehr erwärmend war!«

»Ich habe aber nie Onkels eigene Briefe gesehen — vielleicht waren die...«

»Lies Du nur... meine eigenen lassen sich schon hören, wenn sie auch nicht sehr zärtlich waren.«

»Nun das habe ich auch nicht gerade gefürchtet... Aber nun fangen wir an.«

Philipp nahm den erbrochenen Brief und las:

»Verehrter Vater!

Ich kenne den Inhalt von Tantens Brief, aber da ich ihn durchaus nicht billige, so bitte ich Dich, ihn als ungeschrieben zu betrachten...«

»Siehst Du,« unterbrach ihn der Director, »meine Lilia will, daß Alles nach ihrem Willen geschehe.«

»Geduld, wir kennen ja noch nicht die Ursache dieses Willens.«

... »meine liebe gute Tante hat, wie Du am besten weißt, Mutterstelle bei mir vertreten. Wie undankbar und schwach wäre es dann nicht, wenn ich sie, um den schmerzlichen Gefühlen der Einsamkeit bei ihrem Tode zu entgehen, jetzt schon verließe, während sie noch lebt und meiner Pflege bedarf.

Ich werde Sie also nicht verlassen, wie lang auch ihre Krankheit währen mag.

Deine gehorsame und zärtliche
Lilia.«

»Gehorsame und zärtliche Lilia — ja wir würden es zu sehen bekommen, wenn ich schrieb: »Du reist mit dem nächsten Dampfschiff!«

»Aber sie hat ja vollkommen Recht.«

»Gewiß. Meine Schwester, die das reinste Wesen auf dieser Erde ist, verdient wohl ihre Liebe und Dankbarkeit. Und darum können wir das Haus so lassen, wie es ist.«

»Für meinen Theil hätte ich lieber gesehen, wenn wir es verändern müßten. Und wenn Fräulein Lilia auch

nicht eine der Houris des Paradieses der Schönheit und ein Engel an Milde wäre, so hätte sie doch immer ihren schönen lichten Namen. Lilia, blendende Lilia, begossen mit der Frische der Jugend und dem Thau der Poesie, wie sehne ich mich darnach, deiner Macht zu huldigen und mich vor deinen Füßen in den Staub zu legen!«

»Halt ein, ja — vielleicht liegst Du am Ende da... ich gratulire!«

In diesem Augenblick trat Dick mit Rosabella ein.

»Neuigkeiten, mein Junge,« sagte der Director: »Deine Tante, fürchte ich, wird nicht mehr lange auf der Erde weilen; wenigstens läßt sie mich merken, daß sie ihrer müde ist, und Hoffnung hat, bald zum Himmel zurück zu kehren, von dem sie gewiß hergekommen ist. Aber wenn sie dort angelangt ist, so kommt Lilia nach Hause.«

»Ei,« antwortete Dick, »das wäre ja ganz hübsch.«

»Glaubst Du, daß es angenehm seyn wird, Frauenzimmer hier im Hause zu haben? — Du weißt, Lilia ist nun bald siebenzehn Jahre: sie wird natürlich so eine Art Schürzen- oder Gesellschaftsdame bei sich haben müssen. Und dazu nun die Gesellschaft von all dem Krimskrams am Orte, bekannte Freundinnen, vertraute Freundinnen, und endlich die ganze Schar der Freier... uh, Dick... uh!«

»Sie braucht keine Freier, Papa, — die streichen wir weg.«

»So, meinst Du, daß sie damit zufrieden seyn wird?«

»Ja, wenn wir ihr etwas anderes dafür geben.«

»Was tausend, Dick!« rief Philipp aus, »was willst Du deiner Schwester anstatt eines Freiers geben?«

»Einen Mann,« antwortete Dick ruhig: »Lilia kann sich mit Philipp verheirathen — wird das nicht ganz hübsch, Vater?«

»Dick, mein Junge, ich habe Dir schon früher gesagt, daß Du zuweilen wirklich Ideen hast!«

»Und ich, Onkel, habe gesagt: Zweifeln Sie niemals

daran, daß Dick's Ideen sich durch eine einfache und klare Logik auszeichnen! Für meinen Theil finde ich diese hier so vorzüglich, daß ich mich bereits als Ehemann betrachte; weshalb ich bitten muß, daß sich Keiner in meiner Gegenwart kränkender Aeußerungen über Frau Lilia Thurné erlaube! Ich bin sehr eingenommen von meiner Frau.«

»Verteufelter Kerl!« Der Director mußte auch ein bischen lachen — darauf fügte er hinzu: »Am Ende kommt es darauf hinaus, daß sie eine Inclination eben so sehr wie die gute Tante dort zurückhält.«

»Mein Gott, paßt sich das nun für einen Schwiegervater, solche Vermuthungen auszusprechen?«

»Nein, nein, davon ist nicht die Rede.«

---

An demselben Tage schrieb der Director einen herzlichen Brief an seine Schwester, die er achtete und liebte, und bedauerte es von ganzem Herzen, an seinen Rollstuhl festgebunden zu seyn.

Er sprach darin von seiner Dankbarkeit für die Pflege, welche seine Tochter genossen und verwarf eben so wie Lilia selbst, den Vorschlag, daß diese ihre zweite Mutter zu einer Zeit verlassen solle, wo es ja möglich war, einen Theil ihrer Liebesschuld abzutragen.

Hiernach wurden einige Briefe gewechselt, welche in Folge der vom Vater gezeigten Sympathie für die Gefühle der Tochter, von Seiten dieser freundlicher und weniger steif zu werden schienen; darauf kam eine Pause von wenigen Wochen und endlich eine schwarz geränderte Trauerpost mit der Nachricht vom Tode der alten Frau.

Dieser Brief war nicht von Lilia, sondern von der treuen und vieljährigen Gesellschafterin ihrer Tante Fräu-

lein Helena Forsling, welche — nach der Gewohnheit dieser Dame — sich weitläufig über den Heimgang der seligen Freundin, ihre letzten Willensbestimmungen und das Begräbniß verbreitete, wobei sie sich schließlich erbot, nach dem Wunsche der hinüber Geschlummerten, Lilia in ihr väterliches Haus zu führen.

Ein Postscriptum von der Hand des jungen Mädchens sagte:

»Meine Pflicht hier ist erfüllt. Ich erwarte deine Befehle.«

Kein Wort von Betrübniß oder Schmerz!

»Wunderbar!« murmelte der Director, indem er dies Postscriptum Philipp zeigte, »sollte man nicht glauben, daß sie keine Spur von Gefühl besitzt, oder findest Du etwa dergleichen drin?.. Arme theure Schwester!« und zwei große Thränen wurden vom Bruder dem Andenken seiner Schwester dargebracht.

»Ich habe immer gemerkt, Onkel,« antwortete Philipp, »daß das Gefühl, welches nicht schwatzt, am tiefsten ist, und ich glaube, es liegt mehr Trauer in dieser einen Zeile, als in dem ganzen großen Briefe, der in jeder Linie von einer »ewigen und unauslöschlichen Entbehrung« spricht.«

»Vielleicht, vielleicht ... Du nimmst immer ihre Partie. Na, es ist doch gut, daß sie so eine alte Gesellschaft mit sich herbeischleppt. Ich brauche mich nun darum nicht zu bekümmern und das Kind soll willkommen seyn, ja von ganzem Herzen willkommen.« — — — —

— — — — — — — — — — —

Aber zwischen dem Tage, wo der Director seiner Tochter wegen ihrer Rückkehr schrieb, die sie über Stockholm antreten sollte — wo ein Commissionär des Directors die Dame in Empfang nehmen und weiter befördern würde — zwischen diesem Tage, wiederholen wir und dem, an welchem der Wagen von Ribyhus fort-

fuhr, um die Damen von der letzten Dampfschiffsstation abzuholen, bekam der gute Director einen so ernsten Kummer, daß fast Alles, was diese Welt berührte, vergessen wurde.

Ein neuer Schlaganfall brachte ihn dem Grabe nah; aber das Grab schloß sich noch einmal, um ihm Zeit zu lassen, sein Haus zu bestellen. Und dies war auch nöthig, denn wenn der Tod zum dritten Mal an seine Thüre pochte, so war an nichts weiter als an die letzte Ueberfahrt zu denken.

Die jetzige Lage des Directors war nun eben so schmerzlich wie beunruhigend, die Lähmung erstreckte sich über die ganze eine Seite. Er mit seiner vollen geistigen Kraft, mußte diese Kraft unterdrücken, um sich zu erinnern, daß er nur eine Maschine war, die man eben wie eine solche hin- und herbewegte.« — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

»Welches Leben, Philipp, und für mich, für mich . . . Ich bin wohl ein großer Sünder gewesen, da ich das verdient habe . . . und meine Kinder, meine beiden Kinder!«

Er schüttelte leise mit dem Kopfe.

»Ihre Liebe, ihre Pflege werden Sie noch mit dem Leben versöhnen . . . und meine Pflege wird sich stets gleich bleiben.«

»Weiß ich das nicht bereits!«

Philipp lächelte.

»Tag und Nacht bist Du bei dem verdrießlichen Alten, der Dich vielleicht nicht versteht, der Dich aber doch so lieb hat, als ob Du sein eigener Sohn wärest.«

»Und liebte ich meinen eigenen Vater wohl mehr? Sind wir nicht glücklich zusammen gewesen und können wir es nicht trotz dieses herben Unglückes noch ferner werden? Wenn Sie geduldig seyn, und es sich nicht durch

eine ewige Unruhe verschlimmern wollen, so schwöre ich, in Jahr und Tag keinen einzigen Vers zu schreiben. Ich will mich ganz und gar und mit so gutem Willen der Industrie hingeben, daß Sie glauben sollen, Sie wären selbst zu neuem Leben erstanden!«

Der Director reichte dem Tröster seine gesunde Hand.

»Wann,« fragte er, »kann Lilia hier seyn?«

»Morgen Abends, Onkel . . . Dick treibt gewiß.«

»Ja, es war recht, daß er mitgefahren ist . . . . Arme Lilia . . . sie verläßt das eine Todtenbett, um . . .«

»Aber es ist doch schrecklich, daß Sie immer auf dasselbe Capitel zurückkommen . . . Wollen Sie denn durchaus sterben?«

»Du kannst wohl einsehen, mein Junge, daß ich lieber ganz sterben will, als noch lange so, wie jetzt, zur Hälfte todt zu seyn . . . Aber gern möcht' ich noch Alles erst so ordnen, wie ich es zum Nutzen der Zurückbleibenden wünsche. Mein armer Dick — Du darfst ihn nie verlassen, Philipp . . . vielleicht bekommt er einen Schwager, oder nicht . . .«

»Ich Dick verlassen — eben so gut könnte ich daran denken, mich selbst zu verlassen! Gegen Schwager oder Vormund werde ich stets auf seiner Seite stehen.«

## V.

## Sie kommt.

Am nächsten Abend war der Director viel kränker als gewöhnlich.

Jede Stunde fragte er, ob seine Tochter noch nicht gekommen sey. Aber es wurde zehn . . . eilf . . . zwölf . . . eins, und endlich zwei Uhr in der Nacht, und doch hörte man keinen Wagen.

Philipp hatte sich nicht legen wollen. Er wachte bei seinem alten Freunde und folgte den Vorschriften des Arztes genauer, als irgend eine gewöhnliche Krankenwärterin.

»Ist sie noch nicht da?« fragte der Director, der aus einem kurzen Schlummer erwachte.

»Bester Onkel, das Dampfboot ist wahrscheinlich aufgehalten worden; aber ich bin überzeugt, daß Fräulein Lilia dann die versäumte Zeit eingeholt hat.«

»Das ist ganz gut, aber ich hätte sie etwas so Wichtiges zu fragen . . . Ich will kein Tyrann gegen ihr Herz seyn, doch möchte ich wissen, ob es Jemand gibt, der einen Anspruch darauf hat.«

»Sie ist ja noch nicht siebzehn Jahre alt, Onkel.«

»Du glaubst also, daß sie noch frei ist . . . Reichen Mädchen werden schon früh Schlingen gelegt.«

Der junge Mann antwortete nicht.

»Philipp, Du weißt ja, was ich denke.«

»Ich glaube es zuweilen, Onkel, obwohl ich nicht zu behaupten wage, daß der Gedanke gerade einer Ihrer klügsten ist.«

»Wie so denn?«

»Hm, es ist vielleicht nicht so ganz leicht zu erklären.«

»Könntest Du ein zweifaches Vertrauen täuschen?«

»Niemals, wenn es Dick betrifft!«

»Ja so, Du willst Lilia nicht haben . . . na, man kann nicht sagen, daß Du eigennützig bist.«

»Nun, Sie wissen, daß ich das nicht bin. Ich schätze die Annehmlichkeiten, die der Reichthum bietet, aber ich unterordne sie doch andern Annehmlichkeiten. Daraus folgt aber nicht, daß ich ihre Hand nicht mit der wärmsten Dankbarkeit empfangen würde, wenn sie mich ihrer würdig hält, und wenn, sobald ich sie kennen lerne, Etwas in meiner Seele für sie spricht . . .«

»Aber warum sagtest Du, daß der Gedanke nicht zu meinen klügsten gehöre?«

»Hatte ich nicht Grund zu einer solchen Aeußerung? Bin ich, der arme Poet, leichtsinnig von Natur und Neigung, bin ich wohl im Stande, die weitläufigen Geschäfte in einem Hause, wie das Ihrige, zu übernehmen? Bin ich gesetzt genug, um Gatte und Führer eines jungen Weibes zu werden? und ist endlich mein Charakter wohl der Art, daß ich eine Frau glücklich machen kann?«

»Ich habe Dich geprüft, Philipp! es liegen Stärke und Verstand auf dem Grunde. Deine Schwäche, dein Leichtsinn ist mehr Laune als Leichtsinn des Herzens. Du hast ein starkes Ehrgefühl, und die Dankbarkeit ist nicht weniger hervortretend bei Dir. Du wirst mich nicht in meiner Hoffnung betrügen.«

Philipp antwortete nur durch eine Bewegung.

»Du selbst,« fuhr der Director fort, »genießest durch meinen Vorschlag die Unabhängigkeit, deren eine Natur, wie die deinige, bedarf, um glücklich zu seyn. Du würdest Dich nie hinaufarbeiten können, sagtest Du einmal; aber ich sage Dir, wenn Du einmal oben bist, so wirst Du arbeiten, um deine Stellung zu bewahren.«

»Ich glaube, daß Sie Recht haben. Aber es kommt mir nicht zu, hierüber im Voraus zu urtheilen. Aber Eins darf ich sagen, und das ist, daß die Gefühle, mit denen Ihr Wunsch allein mein Herz erfüllt, der Art sind, daß sie nie, nie schwinden werden. Urtheilen Sie also, was sie werden könnten, wenn dieser so edelmüthige Wunsch in Erfüllung ginge!«

In demselben Augenblick schlug die Uhr drei.

»Nun erlaube ich nicht, daß Du noch länger wachst,« sagte der Director. »Sey nicht eigensinnig, geh' und lege Dich hin, wecke aber erst Gunnel auf!«

Gunnel — die einzige Favoritin des Directors unter den Dienstboten — war seit seinem ersten Krankheitsanfalle immer höher in seiner Gunst gestiegen, bis sie sich fast unentbehrlich gemacht hatte.

Das kam nicht etwa daher, daß Gunnel sehr sanft war und besondere Anlage zur Krankenpflege hatte — daran lag dem Director nichts — aber Gunnel war groß und stark, wie eine Riesin; sie schob den Rollstuhl des Directors, diesen mit eingerechnet, wie ein Spielzeug hin und her. Dies war ihr Verdienst, dem noch hinzugefügt werden muß, daß sie niemals verdrießlich aussah und nie den Director bedauerte, was er durchaus nicht leiden konnte.

Philipp merkte, daß Gunnel's Zeit gekommen sey und da er auch das Bedürfniß der Ruhe fühlte, so versuchte er nicht länger zu widersprechen.

Gleich darauf befand er sich in seinem Zimmer, wo er in einem tiefen Schlummer das wichtigste Gespräch vergaß, welches er jemals geführt hatte.

Als unser Held spät am Vormittag erwachte, stand Dick an seinem Bett.

Er hatte mit sichtlicher Ungeduld diesen Augenblick erwartet.

Philipp sprang schnell auf.

»Ah .. Dick! ... willkommen ... Wie steht's mit Vater ... Du hast doch deine Schwester mitgebracht?«

»Vater ist viel kränker, als da ich abreiste,« antwortete Dick mit einem unterdrückten Seufzer.

»Ja, ja, mein armer Dick, das ist nur zu wahr — aber es ist noch nicht gefährlich, wollen wir hoffen ... Aber Du sagst mir nichts über Lilia?«

»Seitdem sie angekommen ist, ist sie beim Vater.«

»Ist sie also wirklich gekommen — wie lange ist sie hier?«

»Gewiß vier volle Stunden, die Uhr ist gleich zehn.«

»Nun, mein lieber Dick, bist Du zufrieden? Was sagst Du von ihr?«

Indem Philipp diese Frage that, klopfte ihm das Herz vor Angst.

Seine Lage war in ihrer Unannehmlichkeit nur mit der Verlegenheit zu vergleichen, in der er sich befunden hätte, wenn er gezwungen worden wäre, das edelmüthige Vertrauen seines alten Freundes zu täuschen.

»Du kannst Dir alle deine Fragen in dieser Richtung ersparen,« sagte Dick, »Vater hat mir verboten, auf irgend eine zu antworten.«

»Was sagst Du?«

»Ja, ich sage, daß er eben Lilia fortgehen ließ und mir zuflüsterte: »Dick, mein Junge, nicht ein Wort zu Philipp von deiner Schwester« — verstehst Du: nicht ein Wort!«

»Nun, dann sage auch kein Wort, lieber Dick,« antwortete Philipp, und fühlte gleichsam einen Krampf im Herzen.

»Es ist klar,« dachte er, »daß der Onkel nicht will, daß mich irgend eine Vorbereitung weder für, noch gegen sie stimme . . . das ist ein schlechtes Zeichen, er fürchtet also.«

»Ich gehe im voraus hinunter,« sagte Dick.

»Nein, nein, laß es nur bleiben! ich will nicht, daß meine Ankunft annoncirt werde . . . aber Fräulein Lilia ist vielleicht schon in ihr Zimmer gegangen.«

»Wenigstens war sie es nicht, als ich unten war.«

Während Philipp sprach, hatte er sich ebenso rasch, als sorgfältig angekleidet. In dieser Sorgfalt zeigte sich doch eine angenehme Nachläßigkeit; keiner konnte weniger pedantisch als er seyn.

Der Candidat Philipp Thurné wußte sehr gut, daß er ein interessantes Aeußere habe, und wenn er eine Spur von Hoffnung gehabt hätte, daß es der Mühe lohne, zu gefallen, so würde er auch Alles gethan haben, was in seinen Kräften lag, damit es ihm glücke.

Aber nun zeigte er sich nur mit jener Ruhe und eigenen Art von Würde, welche einem »Freund des Hauses« bei großem Kummer, oder anderen unangenehmen Verhältnissen in der Familie zukömmt.

»So Dick, nun können wir gehen — aber Du bleibst natürlich hinter mir!« — — — — —

— — — — — — — — — —

Ein großer Salon theilte die Hauptwohnung auf Ribyhus in zwei Hälften.

Auf der einen Seite desselben lagen die sogenannten Gesellschaftszimmer, von deren einige kleinere für die junge Herrscherin eingerichtet waren — auf der anderen befanden sich die eigenen Gemächer des Directors.

Herein schlich sich Philipp, und nachdem er durch das leere Vorzimmer und das Arbeitszimmer gegangen war, stieß er die halb offen stehende Thür zum Schlafgemach auf.

Er hatte aber nur drei oder vier Schritte gethan, als er unschlüssig stehen blieb.

Der große Lehnstuhl neben dem Bette des Directors war — so schien es — von dem darauf nachlässig hingeworfenen Zephyr zu einem Sopha verwandelt worden, denn kaum (so dachte Philipp im ersten Augenblicke) konnte wohl dies kleine Wesen ein körperliches Weib seyn.

Ueber die Kante des Stuhles hing in der reizendsten Lage ein Fuß, gegen den der Aschenbrödels groß genannt werden mußte, und der arme Poet hätte hundert Verse dafür gegeben, wenn er mit den äußersten Fingerspitzen den schwarzseidenen Schuh hätte berühren dürfen, der dies kleine Meisterwerk umschloß.

Aber er wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren, aus Furcht, daß der Zephyr, welcher mit dem Haupte auf dem Kopfkissen des Kranken und mit seiner Hand in dessen einer schlummerte, erwachen könnte.

Noch mehr fürchtete er seinen alten Freund zu wecken, der, wie es schien, eines gesunden Schlummers genoß.

Aber Philipp brauchte sich auch nicht vom Flecke zu rühren, um die einzelnen reizenden Details des Bildes zu entdecken, das ihn überrascht hatte.

Lilia schien gleichsam mit ihrem eigenen Namen verschmolzen. Eine Lilie an Weiße, Feinheit und Geschmeidigkeit — ein duftendes Kind des Frühlings, lag sie da mit der launischen Nachlässigkeit der Grazie in Ausdruck und Stellung. Und über die im warmen Purpur blühenden Wangen floß ein Netz weicher Seidenlocken, in der Lieblingsfarbe der Poeten, welche man aschblond nennt, und welche die schönste aller blonden Schattirungen ist.

Ihre Züge bildeten die vollendetste Harmonie von kindlicher Anmuth und wahrer Engelsmilde.

Es war nicht schwer, schönere Frauen zu finden, aber es wäre sehr schwer gewesen, irgend eine zu finden, welche mit so unnachahmlicher Wahrheit eine Vorstellung von dem so oft gemißbrauchten Worte reiner Unschuld gab, einer Unschuld, so rein und heilig, wie die, welche auf den Zügen des ersten Weibes geruht haben mußte, ehe sie fiel. Das schwarze Trauergewand schloß ihre blendendweiße Gestalt in eine dunkle Wolke ein, aber die offenen, sogenannten griechischen Aermel ließen einen Arm frei, dessen Form und durchsichtiger Schnee den Poeten mit Blindheit schlug.

Eine Bewegung Dick's brachte Philipp wieder zu sich, und er wandte sich um.

Dick blinzelte und nickte nur und sah ganz triumphirend aus; darauf verschwand er durch die Thüre, aber nicht so leise, daß man nicht den unangenehmen Laut eines Knarrens gehört hätte.

Im selben Augenblicke bewegte sich die kleine Schäferin im Lehnstuhle und wandte den Kopf zur Thüre hin.

Philipp verbeugte sich tief und ausdrucksvoll — das können wir versichern.

Aber ehe er noch eine einzige Sylbe sprechen konnte, machte Lilia — die langsam aufgestanden war und ihre kleinen Füße auf den Fußboden gestellt hatte — mit der Hand eine Bewegung, welche, wenn sie ihn auch nicht gerade hinauswies, ihm doch jedenfalls zu schweigen befahl. Und in den taubenähnlichen, saphirblauen Augen lag ein so ungenirter Ausdruck von . . . Gott weiß welcher Art Gewalt, daß Philipp unwillkürlich gehorchte.

Hinaus ging er doch nicht; er setzte sich in einen andern Stuhl, gerade Lilia's gegenüber.

Aber das junge Mädchen schlummerte gleich wieder ein, als ob er gar nicht zugegen sey, und ihre Bewegun-

gen waren so leicht gewesen, daß sie ihre Hand gar nicht aus der des Vaters zu ziehen gebraucht hatte — — — — — — — — — — — — — —

Unzählige Male, d. h. so viel wie kein Mal, hatte Philipps Herz von zärtlichen Gefühlen gepocht.

Es gab kaum eine junge Dame in der Gegend — die kleine Nachbarstadt mitgerechnet — deren »Album« er nicht mit den süßesten Versen bereichert hätte, von dem sogar manche das Geheimniß einer kleinen Liebesaffaire verriethen; aber nie, nie hatte der Poet und der Mensch so vollständig genossen, wie in der nun folgenden Stunde.

Das kleine körperlose Wesen verwirklichte seine schönste Vorstellung vom Weibe, in welchem er stets zur Abgötterei geneigt, immer einen Seraph erblicken wollte. Und als er sich die Möglichkeit dachte, daß dieser Seraph seinen eigenen Lebensweg verschönern könnte, da begann er zu zittern und darauf die Eindrücke zu untersuchen, die er empfand. Aber diese Arbeit wurde ganz unmöglich, denn alle seine Eindrücke verschmolzen in ein unendliches Wohlbefinden. Aber plötzlich stand zwischen ihm und dem entzückenden Bilde ein Schatten, welcher eine gewaltige Macht auf seine Sinne ausübte; als er seine Augen anstrengte, denen es schwer wurde, körperlich zu sehen, bemerkte er ein großes, schwarz gekleidetes Weib, das sich über das schlummernde Mädchen hinbeugte.

In seiner poetischen Verblendung war Philipp nahe daran, die Hand auszustrecken, um den Schatten zu vertreiben, aber der Schatten wandte sich gegen ihn selbst und nun begriff er endlich, was ihn gestört hatte.

Er stand auf und grüßte stumm die Begleiterin Lilia's, das gefühlvolle und wortreiche Fräulein Helena Forsling, früher Gesellschaftsdame der Schwester des Directors.

Zu gleicher Zeit erwachten die Schlummernden.

Lilia küßte mit einer milden und einnehmenden Bewegung ihres Vaters Hand, welche sie dann leise fallen ließ, und er . . . . . . :

Philipp konnte seinen Blick nicht wieder erkennen; nie war er so wie in diesem Augenblick gewesen, als er mit tiefer Liebe auf der Tochter weilte.

Dieser einzige Blick zeigte Philipp, wie sehr der arme Vater das Bedürfniß seines Herzens verkannt hatte, und wie sehr er es beklagte, sich so lange ein Glück versagt zu haben, das er nun erst kennen lernte.

Der nächste Blick des Directors traf Philipp.

»Siehst Du, mein Sohn,« — es war das erste Mal, daß der Director diesen Ausdruck gebrauchte . . vielleicht hatte er in Philipps Augen gelesen, daß es diesem nicht unangenehm seyn würde. — »Siehst Du, mein Sohn, was Gott uns geschickt hat . . . ach, wenn ich Dir geglaubt hätte . . . Nun Lilia, mein geliebtes Kind, hast Du Philipp begrüßt?«

»Ja Papa, wir haben uns schon begrüßt,« antwortete Lilia in einem so gleichgiltigen Tone, als ob sie Philipp ihr ganzes Leben hindurch gekannt hätte . . . »und Herr Thurné hatte die Güte, meinen und deinen Schlummer zu bewachen.«

»So, Du schliefst, nachdem er gekommen war?«

»Das heißt, Vater, ich schlief wieder ein, da mich Herrn Thurné's Ankunft geweckt hatte.«

Sie sagte dies so unschuldig und naiv nnd mit einer so weichen schönen Stimme, daß es weit entfernt, Philipp zu verletzen, ihn entzückte; und noch mehr wurde er entzückt, als Lilia — nachdem sie sich über das Bett gelegt und den Vater umarmt hatte, mit einer leichten Verbeugung zu Philipp sagte:

»Leben Sie wohl, Herr Thurné: ich überlasse meinen Vater seinem bereits privilegirten Hüter, während ich mich ein paar Stunden ordentlich ausruhe.«

»Ja, thue das, mein geliebtes Kind!« sagte der Vater, »der Schlummer im Stuhle kann nicht sehr stärkend gewesen seyn . . . Aber entschuldigen Sie, bestes Fräulein Helena,« — Fräulein Helena hatte während dieses kleinen Auftrittes Knixe über Knixe gemacht — »das liebe Kind läßt mich ganz . . .«

»Keine Entschuldigungen, Herr Director — ich muß ganz ergebenst bitten, daß der Herr Director sich durchaus nicht geniren! Ich bin allzu glücklich, hier so willkommen zu seyn, was ich in der That nicht glaubte! Die Arme, sagte Lilia, kann doch nicht ganz allein bleiben: die Welt ist leider nicht so, daß sie des Alters und der Wahrheit entbehren könnte. — Na, 's hat keine Gefahr, mein bester Herr Director, Sie werden sich schon wieder erholen! Ich habe ja auch außerdem mit Hand und Mund meiner seligen Freundin versprochen — ach theuere Seele, Du bist nun im Himmel — ihren besten Schatz in die Arme eines liebenden Vaters zu führen.«

Der Director verzog etwas das Gesicht, was unzweideutig seine Unzufriedenheit mit diesem Strom von Worten andeutete; aber Philipp, welcher eben so wenig über den dunkeln Planeten erfreut war, der seinem lichten Sterne folgte, begnügte sich nicht mit Mienen, sondern sagte ganz betrübt:

»Ich fürchte, daß wir Onkel nicht durch Gespräch ermuntern dürfen, vielleicht schlummert er wieder ein, wenn es still wird.«

»Ja, ich fühle mich sehr müde, sehr müde . . . entschuldigen Sie, Fräulein Helene! Thun Sie übrigens als ob Sie zu Hause wären. Die Dienstboten stehen ganz zu Ihrer Disposition und bitte, sorgen Sie dafür, daß Lilia ungestört schlafen kann!«

»Ich gehe . . . ich fliege . . . ich bin so sensible bei solchen Gelegenheiten und habe doch, dem Himmel sey Dank! eine erstaunliche Stärke. Ach, wer sollte für Li-

lia sorgen, wenn ich's nicht thäte! — Beruhigen Sie sich, Herr Director! die Dienstboten, das ist gerade meine schwache Seite . . . mein Blick dringt überall hin.«

Endlich war diese einmalhunderttausend und erste Auflage sehr geschwätziger alter Jungfern fortgegangen.

Der Director athmete auf.

Philipp, der die Thür geschlossen hatte, stürzte fast zum Bett zurück.

Seine glühenden Augen, seine strahlende Stirn und sein ganzes Wesen sprach, ehe seine Lippen geredet hatten.

»O mein Vater, meine theuerer Vater, der Name, den ich so eben erhalten habe, hat mein Herz entzückt! — Wird mir wohl jemals dieser heilige Titel wieder zu Theil werden!«

Ein Lächeln schwebte über den bleichen Lippen seines alten Gönners.

»Gestern schienst Du nicht so eifrig, Philipp.«

»Gestern war davon die Rede, ein mir anvertrautes Kleinod zu schützen, das mir viel irdische Güter zuführen würde, aber heute — o welcher Unterschied! — heute, wenn die Frage wiederholt werden sollte, ist es ein Engel, der mir ans Herz gelegt wird und dieser Engel, der den Himmel als Brautschatz mit sich bringt, würde mit übermenschlicher Milde und Sorgfalt von mir behütet werden.«

Der Director bewegte nur leise das Haupt, — aber es lag doch ein Beifall in dieser Bewegung.

»Ach Onkel, dieser edelmüthige Vorschlag hätte nie angeregt werden sollen — sie kann nicht einwilligen, es ist unmöglich, daß sie einwilligt.«

»Aber wovon bist Du denn so entzückt? Du hast sie ja nur schlafen sehen.«

»Sie nur schlafen gesehen — das wäre wohl mehr als hinreichend gewesen. Aber habe ich nicht außerdem ihre ganze bezaubernde Sylphengestalt über den Fußboden schwe-

ben, habe ich nicht den keuschen Glanz ihrer Stirn gesehen, diese Mischung von Lieblichkeit und jungfräulichem Stolz in ihrem Blick, habe ich nicht diesen Silberton gehört, der . . .«

»Stille, Du wirst ja noch schlimmer als das Frauenzimmer, die fortging . . . Das Ende ist also, daß Du, wenn Lilia einwilligt, sie zur Frau nehmen willst?«

»Nehmen — ja das will ich meinen!«

»Hätten wir nur zu einer genauen Prüfung Zeit — aber Gott weiß, daß ich sie liebenswürdig finde, und ihr Verstand scheint mir nach dem Wenigen, was wir gesprochen, weit über Ihren Jahren zu stehen. Das Beste ist aber doch ihre Milde . . . diese Veränderung ist wunderbar, denn früher war sie recht wild.«

»Aber Onkel, dies Thema . . . das frühere war tausendmal schöner.«

»Dann gehe und träume davon, und laß mich allein um ruhig nachzudenken!«

## VI.

## Vater und Tochter.

Es war eine Morgenstunde im Juni.

Aus den halboffenen Fenstern im Vorgemache des Directors strömte der milde Sommerwind hinein, indem er Rosen- und Jasminduft mit sich führte. Die Canarienvögel in den Bauern beantworteten munter die Triller ihrer Brüder im Freien. Aber ein Ton, lauter, als das Zwitschern der Vögel und das Summ n der Insecten, hob sich über die Andern: dieser Ton war das einfache Brausen des Wassers an den etwas entfernten Fabriksgebäuden.

Der Director war in seinem Rollstuhl hinausgeschoben worden, in welchem er halb hingestreckt las, den Kopf auf die Hand gestützt und das Auge auf Lilia gewandt, die, nachdem sie den Arzt bis zur Thüre begleitet hatte, nun zurückkehrte und sich auf einem niedrigen Tabouret zur Seite des Vaters niederließ.

Vater und Tochter waren allein.

»Während der vier Tage, die ich Dich bei mir habe, mein theures Kind,« sagte der Vater und strich leise die kleine Hand, die sich auf die seinige gelegt hatte, »habe ich Dich so sehr verschieden von der gewöhnlichen Frauenart gefunden — ja sogar so frei von der natürlichen Schwäche, die Deinem Geschlechte, und besonders einem so zarten und kleinen Körper, wie dem deinigen, gewöhnlich eigen ist — daß ich kein Bedenken gehabt, Dich meinem Gespräche mit dem alten Doctor beiwohnen zu lassen . . . Du hast gehört, was er sagte?«

Bei diesen Worten hob Lilia ihre bis dahin niedergeschlagenen Augen gegen den Vater empor, und über ihrem klaren Emaile lag ein feuchter Schleier, der sie in einem Augenblicke so in seinen Silberglanz einhüllte, daß sie sich auf's Neue senken mußten. Aber der Glanz des Silbers blieb in den Augenwimpern hängen.

»Du liebst mich also, mein Kind, Du liebst mich wirklich, nicht wahr?«

»Ach — ob ich Dich liebe . . . ich glaubte, Du liebtest mich nicht, aber nun sehe ich es doch.«

»Wie, meine Tochter, Du konntest glauben . . . Aber es ist wahr« ... er seufzte und unterbrach sich selbst.

»Ach ich weiß wohl,« fuhr sie fort, »ich war früher ein unartiges Kind. Ich hatte damals noch nicht gelernt, meine Gefühle und Launen zu unterdrücken. Es war gewiß ein Glück, daß Du mich zur Tante geschickt hast. Jetzt, wenn Gott es erlaubt, — ihre Stimme klang so mild

wie der Blick voller Liebe war — »wie glücklich könnten wir nicht zusammenleben!«

»Aber er erlaubt es nicht, mein Kind, Du hast es eben gehört — und urtheile nun, wenn der Doctor erklärt hat, daß ich auf diese Weise mich wohl ein Jahr hinschleppen könne, vielleicht aber auch nur ein paar Wochen, urtheile nun, sage ich, welch' entsetzliche Angst mich bei dem Gedanken martert, Dich ohne irgend einen andern Schutz, als den eines Dir fremden Vormundes und der guten aber einfältigen Fräulein Helena zu verlassen... Dick ist noch keine sechzehn Jahre alt und bedarf des Schutzes fast eben so sehr, wie Du.«

»Du würdest diesen schmerzlichen Gegenstand gewiß nicht berührt haben, wenn Du nicht in Verbindung hiemit noch irgend etwas Besonderes sagen wolltest?«

»Das ist wahr, mein Kind! ich hatte es mir daher angelegen seyn lassen, vor allen Dingen Euren Vormund zu bestimmen; aber mein letztes Testament, hoffe ich, ist noch nicht aufgesetzt.«

»O Vater!«

»Verzeih mein Kind, aber Du mußt Muth haben!«

»Nun gut, Vater, ich werde es versuchen.«

»Du bist jung, meine Lilia, aber es gibt ein Gefühl, welches nicht den Jahren folgt. Solltest Du es kennen? Antworte aufrichtig!«

»Aufrichtig, Vater, antworte ich nein!«

»Ist es gewiß, daß Du vor deiner Rückkehr keinen Mann getroffen hast, den Du allen übrigen vorziehen würdest?«

»Keinen!«

»Wenigstens ist es wahrscheinlich, daß Du bemerkt worden bist. Dein Aeußeres, das sich in den letzten Jahren eben so sehr verändert hat, wie dein Wesen, konnte nicht ermangeln, bereits die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.«

»Gewiß bin ich gesehen worden, aber da ich Keinen sah, so hat man mich als ein Kind betrachtet, was ich auch im Grunde bin.«

»Ach nein, Lilia, für ein Weib ist dein Alter gewiß noch sehr jung, aber es ist doch hinreichend, um in die Ehe eintreten zu können.«

»Glaubst Du das, Vater?«

»Gewiß, wenn Du frei bist . . . denn um Alles in der Welt möchte ich keine Tyrannei gegen dein Herz ausüben.«

»Tausend, tausend Dank, Vater, für diese Worte, die viel edelmüthiger sind, als ich gehört habe, daß Vater sie bei so wichtigen Gelegenheiten anzuwenden pflegt.«

»Du sollst deinen freien Willen haben, meine Lilia, nur deine eigene Stimme soll über den Vorschlag zu entscheiden habe, den ich machen will.«

». . . und dessen Erfüllung Du wünschest?«

»Ich läugne es nicht, und da Du, sonderbar genug, Alles zu errathen scheinst, so wirst Du wohl auch wissen, daß es mein guter Philipp ist, den ich Dir zum Manne geben will.«

»Ja, Vater . . . nach all' dem Lob, das Dick auf der Reise über ihn ausschüttete, und nach manchem Wort, das er über deine große Vorliebe für seinen Lehrer äußerte, konnte ich voraussehen, was meiner warte.«

»Und Du hast vielleicht gerade deshalb ein Vorurtheil gegen Philipp gefaßt.«

»Ich fasse niemals ein Vorurtheil oder Liebe für Jemand, den ich nicht persönlich beurtheilen kann.«

»Aha, nun errathe ich — weißt Du was?«

»Nein, wirklich nicht!«

»Daß Du am ersten Morgen nur thatest, als ob Du schliefest, und die Gelegenheit benütztest, ihn zu betrachten, wo er sich ungesehen glaubte. Ich weiß von früher

her, daß die Weiber durch ihre geschlossenen Augenlider sehen können.«

»Warum nicht, Vater,« antwortet sie lachend, »wenn wir sie zuweilen ein ganz klein Bischen öffnen.«

»Nun gut, meine geliebte Lilia, das freut mich, denn so konntest Du — während deines Schlafes natürlich — es unmöglich unterlassen zu bemerken, daß der arme Poet ganz und gar entzückt war.«

Die Antwort des jungen Mädchens lag in einer kleinen Erhöhung ihrer außerordentlich klaren Rosenfarbe.

»Die Nacht vor deiner Ankunft theilte ich ihm meine Gedanken in dieser Beziehung mit. Für den Fall, daß ich plötzlich dahin gehen würde, wollte ich, daß er sie kennen solle.«

»Kannte er deinen Wunsch nicht vorher?«

»Er konnte ihn nur geahnt haben.«

»Und als er Gewißheit erhielt . . .?«

». . . ergriff er den Vorschlag nicht, wie ein Mann, der sich darüber freut, sich unerwartet eine unabhängige Zukunft gesichert zu sehen.«

»Nicht?«

»Nein, mein Philipp ist wahrhaftig kein Mann mit eigennützigen Berechnungen. Im Gegentheile machte er nicht allein deinen vollständigen Beifall zur Bedingung, sondern auch, daß sein eigenes Gefühl die Wahl billige.«

»Im entgegengesetzten Falle...?«

». . . weiß Gott, wie es geworden wäre . . . Aber willst Du wissen, was nun am ersten Morgen vorfiel?«

Lilia gab ein stummes Zeichen mit ihrem kleinen Köpfchen.

»So wie Du hinausgegangen warst, um wie Du sagtest, ordentlich zu ruhen, und es ihm geglückt war, die gute langweilige Mamsell Helene hinauszuschaffen, stürzte er wie ein Wirbelwind auf mein Bett zu, und ich

wollte, Du hättest gehört, mit welchem Enthusiasmus er von dem Gegenstande sprach, den er am Tage vorher mit so vieler Ruhe und Ueberlegung behandelt hatte.«

»Uebertreibst Du nicht, Vater?«

»Uebertreiben! ich weiß ja kein Wort mehr von dem ganzen Ergusse, außer, daß der gute Junge beklagte, daß dieser — wie er es nannte — edelmüthige Vorschlag jemals angeregt worden sey.«

»Wenn er es beklagte, so . . .«

»Du kannst doch begreifen, daß er an der Möglichkeit zweifelte, daß Du einwilligen würdest. Und noch gestern Abend, als er sich von mir trennte, sagte er in einem Tone, dessen Niedergeschlagenheit mir herzlich leid that: Sie sehen ja, daß sie mich mit einer Gleichgiltigkeit behandelt, die offenbar darauf berechnet ist, jede Annäherung von meiner Seite zurückzuschrecken.«

»Aber was verlangt denn Herr Thurné nach einer Bekanntschaft von drei Tagen am Krankenbette eines Vaters? Erwartet er vielleicht, daß ich ihn bereits hätte auszeichnen sollen? dann wünscht er seine Siege wirklich sehr leicht zu kaufen!«

»Um Alles in der Welt, mein Kind, verkenne ihn nicht! Keiner kann bescheidener als er seyn, und er würde gewiß nie die leiseste Hindeutung auf seine Gefühle gemacht haben, bevor er nicht einige Hoffnung auf sein Glück gehabt hätte, wenn mich nicht die Zeit, die ich noch bei Euch verweilen kann, zur Eile antrieb.«

Lilia schwieg.

»Ach Kind, sollen wir diese theure Zeit mit einer Menge von ceremoniellen Beobachtungen vergeuden! Wenn wir handeln sollen, dürfen wir nicht zögern.«

»Aber das ist doch schlimm, denn welche tiefere Gefühle konnte wohl der Mann, der mir nach so kurzer Bekanntschaft vorgeschlagen wird, einflößen — Dankbarkeit vielleicht für die kindliche Pflege, die er Dir, und die

treue brüderliche Sorgfalt, die er Dick zu Teil werden ließ. Aber wenn wir einen profanen Blick auf die Sache werfen . . .«

»Was dann?«

»Wie viel bietet ihm der Aufenthalt hier nicht zu seinem eigenen Vortheil dar? So wie Du ihn mir beschrieben hast, muß das Leben auf Ribyhus — ruhig, genußreich, träumerisch — für ihn das Leben im Paradiese seyn.«

»Wenn ich ihn so beschrieben habe, meine Lilia, so habe ich ihn falsch beschrieben. Glaubst Du übrigens, daß das Leben jetzt hier ruhig, genußreich und bequem ist, oder daß es so seit langer Zeit war? — nein, seit mehr als sechs Monaten hat Philipp kaum eine Stunde Zeit gehabt, um ruhig träumen zu können. Sein natürlicher Edelmuth wandelt die Natur selbst um. Er sah, was ich bedurfte und wurde Alles für mich, während er doch nur die Verpflichtung hatte, der Lehrer meines Sohnes zu seyn.«

»Dick erwähnte,« sagte Lilia, indem sie den Gegenstand des Gespräches änderte, »daß Herr Thurné viel Glück bei den Damen in der Umgegend gemacht habe.«

»Ja, das will ich nicht leugnen,« sagte der Director mit einem gewissen freudigen Stolze, »will man in der Stadt Komödie spielen, oder einen Ball, eine Schlittenpartie arrangiren, so kann man sich gar nicht ohne den beliebten, muntern, interessanten Candidaten behelfen, und die Frauenzimmer — so heißt es — spielen manche kleinen Intriguen, um sich ihm bemerkbar zu machen. Sogar im Marktflecken hier in der Nähe liegen sie in dem Fenster und schauen ihm nach.«

(Wenn das nicht zieht, dachte der Director, verstehe ich mich auf Nichts!)

»Aber wenn dein Schützling so daran gewöhnt ist, viele Eroberungen zu machen, wenn er an den Wankel-

muth gewöhnt ist, der dem Dichter eigen ist, welche Garantien hast Du dann für mein zukünftiges Glück? Die flüchtige Laune, die den Herrn Candidaten sogleich für mich entflammen ließ, wird ihn wohl bald verlassen und dann . . .«

»Eine edle und reine Liebe wird stets ihre Macht über ihn bewähren, dessen bin ich gewiß, selbst wenn . . .«

»Was für ein selbst wenn?«

»O, Nichts, gar Nichts!«

»Ich werde deinen Satz beendigen: selbst wenn eine, oder die andere kleine Untreue, die Du ignoriren mußt, seinen poetischen Geist auffrischen sollte.«

»Es wundert mich, mein Kind, dies von einem kaum siebzehnjährigen Mädchen zu hören, aber da Du Dich mit so vieler Leichtigkeit äußerst . . .«

»Ei Vater,« unterbrach ihn Lilia, »wenn ich alt genug bin, um mich zu verheirathen, sehe ich nicht ein, warum ich so gemacht prüde seyn sollte, zu thun, als ob ich die möglichen Folgen nicht voraus sehen könnte, die vielleicht dadurch entstehen. Ich will ein Weib seyn und kein Kind, wenn ich in die Ehe treten soll.«

Wenn der Director die Zephyrgestalt Lilia's betrachtete — sie war allerdings ein kleiner Zephyr — begriff er nicht, wie dieses sowohl körperliche, als sonst vollkommen kindliche Wesen sich in einer so bestimmten Art und Weise auszudrücken vermochte, und daß ihre Stimme trotzdem keinen einzigen Ton ihrer unbeschreiblich unschuldigen und klangvollen Reinheit verlor.

Nur ein kleiner Zug um den Mund deutete darauf hin, daß die Seele, welche jenen kleinen Körper beherrschte, sich etwas eingeengt befand.

»Du bist mir ein kleines Räthsel, Lilia! aber weil Du wünschest, daß ich zu einem erwachsenen Mädchen und nicht zu einem blöden Kinde sprechen soll, so wollte ich eben sagen, daß Philipps Frau möglicher Weise irgend

einen kleinen Seitensprung ihm zu verzeihen haben könnte. Doch ich glaube, daß sie hinsichtlich dieses sich doch zufrieden geben kann, wenn sie fortfährt, die Beherrscherin seines Herzens zu seyn . . . Aber dein Blick umflort sich und wird kalt . . . Ich kenne ihn nicht wieder und ich glaube, daß Philipp mir nicht sehr dankbar seyn würde, wenn er gehört hätte, was ich gesprochen, wenigstens würde er meine Behauptung ganz und gar bestritten haben.«

»Daran zweifle ich nicht, aber ohne Erfahrung zu besitzen, begreife ich, daß eine solche Versicherung keinen Werth haben kann. Es ist nur die Zukunft, die man zu Rathe ziehen, und von der man Antwort erwarten kann, wenn diese Zukunft jemals kommt.«

»Ihr Kommen beruht auf Dir selbst, mein Kind! und entschließest Du Dich für Philipp, dann — während Du selbst sagst, daß nur die Zukunft eine Antwort zu geben vermag — dann hat es ja gerade keinen Zweck, die Handlung aufzuschieben, die eben unser Aller Stellung zu sichern vermag.«

Lilia stützte ihren Kopf auf die Hand.

»Hast Du Etwas gegen Philipp?«

»Nein, Nichts.«

»Glaubst Du, daß Du ohne allen Widerwillen sein Weib werden könntest?«

»Ja, weil ich lieber in eine unabhängige Stellung auf ein Mal eintreten werde, als . . .«

»Als was?«

»Als mich der Unannehmlichkeit zu unterwerfen, die mir, wenn Papa sterben sollte — möge die Zeit ferne seyn — aus der Abhängigkeit von einem Vormunde erwüchse.«

»Ist dieses der einzige Grund zu deiner Einwilligung? Ich muß gestehen, ich hätte Dich lieber einen andern anführen hören.«

»Ich bin gerade so froh, daß ich Papas letzten Willen erfüllen kann.«

»Nicht Willen — vergiß das nicht.«

»Wunsch denn.«

»Aber beruhige mich wenigstens in einer Richtung. Würdest Du Dich wohl unter den zwei aufgegebenen Bedingungen mit jedem Beliebigen verheirathet haben?«

»Das behaupte ich nicht.«

»Gut — dies ist wenigstens ein Eingeständniß zum Vortheil Philipps. Und jetzt, mein Kind, erlaubst Du ihm ja, mit Dir zu sprechen?«

»Dies scheint mir eben zu Nichts zu führen . . . Wenn Papa ihn von meinem Entschluß unterrichtet, ist es gewiß Alles, was nöthig ist.«

»Du begreifst ja, daß er von deinen eignen Lippen erfahren will, daß es freiwillig geschieht.«

»Er wird doch wohl wissen, daß in unseren Zeiten Niemand mehr zum Altare geschleppt wird, und daß die Einwilligung zu einer Heirath — der Grund sey, welcher er wolle — stets freiwillig ist.«

»Jedenfalls, meine Tochter, kannst Du, nachdem Du eingewilligt hast, sein Weib zu werden, Dich nicht seiner Erklärung entziehen.«

»Verzeih mir, lieber Papa, da er aber weiß, daß ich die Erklärung als bereits geschehen betrachte, und daß ich mich ohne weitere Umstände als seine Verlobte betrachten will, so scheint es mir, als könne er Alles unterlassen, was, mild gesprochen, bei einer so schnell gemachten Partie lächerlich erscheinen würde.«

»Wenn ich Dich recht verstehe,« — der Director stieß einen halben Seufzer aus: er war sowohl erfreut, als mißvergnügt — »möchtest Du am liebsten die ganze Heirath im ceremoniellen Styl arrangirt wissen.«

»Ja, warum nicht, wenn Papa erlaubt, daß ich meine Ansicht ausspreche; es ist ja eine Handlung, mit

der nur das Gesetz und das Ceremoniell zu schaffen haben . . . und noch ein Wort . . .«

»Sage Alles, was Du willst, mein Kind.«

»Was ich jetzt sagen werde, geschieht, ich nehme Gott zum Zeugen, weder aus Bosheit, noch aus Eigennutz. Es geschieht nur, weil ich für jetzt nicht das Vertrauen in die Festigkeit und Tüchtigkeit als Geschäftsmann des Herrn Thurné setze, welches ich später zu erhalten hoffe, ich betrachte es als eine Pflicht, uns nicht blos zu stellen durch die Folgen, die ein blindes Vertrauen mit sich führen könnte.«

»Ah, mein liebes Töchterchen, ich glaube wahrhaftig, Du bist ein ganzer Advocat! Na, na! es ist zwar nicht ganz so übel, wenn das Weib auch Sinn für Geschäfte hat, ich müßte mich aber sehr irren, wenn ich der Ansicht wäre, daß die Vorsicht von unserer Seite kommen soll. Mein armer Philipp wird der erste seyn, der deine ökonomische Unabhängigkeit völlig gesichert wissen will.«

Lilia stand auf, ohne weiter Etwas zu sprechen.

»Können wir, wenn Philipp es so wünschen sollte, für den nächsten Sonntag das Aufgebot bestellen lassen?«

»Wie es Papa beliebt.«

## VII.

## Die Braut und der Bräutigam.

Am Morgen nach dieser Unterredung erwartete Philipp, berauscht und verwirrt von Glückseligkeit, die Stunde des Eintretens des jungen Mädchens. Er hatte von seinem künftigen Schwiegervater die schöne und bei

weitem nicht erwartete Nachricht erhalten, daß Lilia eingewilligt habe, die Seinige zu werden, allein daß sie aus Schüchternheit — der Director fand es passend, der sonderbaren Weigerung seiner Tochter diese Auslegung zu geben — ihm nicht eine mündliche Unterredung hätte gewähren wollen.

Philipps Herz schmollte zwar darüber, aber die jungfräuliche Schüchternheit der jungen Braut hatte einen solchen Reiz, daß er es nicht wagte, ihr zu zürnen.

Dick, der des Morgens die wichtige Familienangelegenheit erfahren, war außer sich vor Entzücken.

Und indem der Director das freudestrahlende Gesicht seines Sohnes betrachtete, erheiterte sich sein eigenes, welches seit der Unterreduug mit seiner Tochter nicht der Fall gewesen war.

Er war überrascht, er war auf einmal zufrieden und unzufrieden mit Lilia. Wie er sie auch betrachtete, er begriff doch nicht recht dieses frühreife Kind.

Aber Eines tröstete ihn, nemlich, daß sie ihres Wunsches nach Unabhängigkeit wegen nicht genöthigt sey, den ersten besten zu nehmen. Sie hatte, wenn auch noch so wenig, doch ein Gefühl für Philipp — es mußte seine Sache seyn, daß Gefühl zu erhöhen.

»Gottlob,« hatte Dick gesagt, »wie bin ich damit zufrieden, daß Lilia so vernünftig war, den Werth Philipps gleich zu erkennen. Ist es wahr, Papa, daß sie keine einzige Einwendung that?«

»Ja, ist es wahr, daß sie mich keinen einzigen Augenblick verworfen hat?« fügte Philipp mit leuchtenden Blicken hinzu. Er stand nemlich an der andern Seite des Directors, der Dick zulächelte, während dieser allerlei vergnügte Gesticulationen machte, welche von Zufriedenheit zeugten.

»Wie ich Euch gesagt habe, Kinder, sie fügte sich gleich und ohne Einwendungen.«

Dies war etwas früher, als Philipp, wie wir bereits gesagt haben, die Ankunft seiner Braut erwartete.

Dick hatte eben vor Freude eine Galoppade mit Rosabelle getanzt, als Lilia, die man noch nicht so gleich erwartete, gefolgt von Fräulein Helena in das Zimmer ihres Vaters eintrat.

Als sie Philipp gewahr wurde, übergoß sich ihre Wange mit einem feinen Purpur.

Aber als er sie sah, wie sie leicht dahin schwebte, in einem blendend weißen Morgengewande — er hatte sie bis jetzt nur schwarz angekleidet gesehen — glaubte er, einer der Engel des Himmels komme ihm entgegen, und er mußte sich Gewalt anthun, um nicht vor ihr nieder zu fallen und sie anzubeten.

Aber Lilia las seine Gefühle in seinen Blicken und noch ehe sie den Stuhl ihres Vaters erreicht hatte, war die leichte Rosenfarbe ihrer Wangen in das warme Colorit der Cactusblume umgewandelt; und als ihr Auge eine flüchtige Secunde dem seinigen begegnete, hatte ihr kleiner reizender Mund, frisch und glühend, wie eine eben gereifte Traube, ihm lächelnd das erste Zeichen von Gunst gegeben.

Fräulein Helena, welche einige Schritte hinter ihr ging, verband in ihrer Haltung die Zärtlichkeit der Mutter mit dem Stolze der Duenna, wenn diese ihren Liebling den letzten wichtigsten Gang antreten sieht. Nebenbei hatte die alte gute Seele es für nöthig gefunden, ihrem Gesichte eine officielle Feierlichkeit aufzudrücken, zu welcher auch ihr schwarzer Anzug sehr wohl paßte.

An den Sitz ihres Vaters gelangt, an dessen einer Seite Philipp stand, beugte Lilia sich so tief, daß sie fast kniete; und nachdem sie die Hand des Vaters geküßt und Philipp ein formelles Compliment gemacht hatte, erwartete sie, ohne irgend eine bemerkbare Verlegenheit, was nun kommen würde.

»Mein Kind,« sagte der Director ganz einfach und ohne Präludium, »ich habe Philipp deine Antwort mitgetheilt, Philipp, mein Sohn, umarme deine Braut, bald wird der Propst und der Notar hier seyn.«

Philipp näherte sich jetzt aber mit einem Gefühl, himmelweit von seiner gewöhnlichen derben Freimüthigkeit verschieden, und wenn Lilia ihm nicht einen Schritt entgegen getreten wäre, hätte wahrscheinlich nur eine Berührung zwischen Luft und Armen stattgefunden. Aber die Bewegung der jungen Braut verlieh Philipp etwas Muth, und indem er ganz leise, als fürchtete er, ihr wehe zu thun, seinen Arm um sie schlang, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn, welche sie ihm mit naiver Grazie entgegen neigte.

Er hatte nicht den Muth, mehr zu verlangen, kaum wagte er zu sagen:

»Ist es wohl wahr, o holde Lilia, daß dieser Schritt ohne Zwang und ohne Ueberredung geschehen ist?«

»Ich bin noch so jung,« antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, »daß ich keinen andern Wunsch habe, als den meines Vaters. — Ich bin zufrieden gewesen, seiner Leitung zu folgen.«

»O, habe Dank! tausendmal Dank! Es ist zu viel — aber Gott sey mein Zeuge, ich will, ich werde Alles thun, um das Vertrauen dieses edlen Vaters zu rechtfertigen!«

»Herr Thurné hat auch, wenn ich wagen darf ein Wort zu sprechen, allen Grund, dankbar zu seyn,« sagte Fräulein Helena, die sich nicht durch einen Blick von Lilia einschüchtern ließ.

»Nicht wahr, mein Engel,« sprach sie weiter, »ich habe mich bereits seit gestern über dieses merkwürdige Ereigniß gewundert? Lilia zu verloben, ja sie zu verheirathen, bevor sie hier heimisch geworden... Süße Lilia, habe ich gesagt, bist Du auch gewiß, daß Du dies Alle

zugeben darfst, weißt Du auch, ob deine selige Tante, die achtungswerthe, vortreffliche, ihren Beifall zu einer so schnellen Verbindung gegeben hätte? Aber Lilia antwortete, wie sie immer thut, das liebe Kind: Habe ich nicht gesagt, ich will es, und alsdann wird es... Nicht wahr, liebes Kind, so sprachst Du?«

»Beste Tante Helena,« sagte das junge Mädchen mit einer weit milderen Betonung als der geheime Blick, welchen sie ihrer Pflegerin sandte, »ich glaube, es ist nicht nöthig, dies Alles hier zu wiederholen.«

»Das scheint mir auch,« murmelte der Director und sprach darauf laut zu Philipp: »Hast Du deiner Mutter geschrieben, mein Sohn? und glaubst Du, daß sie uns verzeihen wird, daß wir ihren Beifall voraussetzend, das Aufgebot schon jetzt bestellen?«

»Ich habe geschrieben und ich bin vollkommen überzeugt, daß sie mit der innigsten Dankbarkeit Alles gut heißen wird. Ich habe auch, nach Onkels gütigem Wunsche, sie gebeten, hieher zu kommen.«

»Zur Hochzeit — das ist ganz in der Ordnung und das wird gewiß Lilia viel Freude bereiten.«

»Ja, Papa, gewiß.«

Das Rollen eines Wagens gab der Unterredung eine andere Richtung.

Es war heute nicht nur der Tag der Verlobung, es war auch der, an welchem der Director sein Testament aufsetzen wollte, und der, welcher bestimmt war, die gesetzlichen Formen der Ehe festzustellen.

Philipp hatte natürlicher Weise nicht die geringste Ahnung, daß seine junge Braut mit einer so großen Vorsicht ihre Zukunft gesichert wissen wollte; aber selbst fürchtend, daß man ihm eigennützige Rücksichten unterschieben könne, entband er den Director gerade, als dieser davon anfangen wollte, der Unannehmlichkeit, sich zuerst zu äußern. Es war der unwiderrufliche Wille Philipps,

daß das ganze Gut seiner Frau gehören und keine Gütergemeinschaft als die der Revenuen stattfinden soll. Sogar der Vormundschaft für Dick, in so weit diese das Oekonomische betreffe, wolle er entsagen.

Aber dies erlaubte der Director nicht. Und es wurde somit beschlossen, daß Philipp und der Propst dies Amt unter einander theilen sollten.

---

Wir überspringen die Tage zwischen der Verlobung und dem ersten Aufgebot.

Zwar waren es nur vier an der Zahl, aber es schien Philipp, als seyen es vierzig lange Tage.

Dies Schleichen der Tage hatte zum Theil seinen Grund darin, daß der junge Bräutigam sich in den Kopf gesetzt hatte, er wolle sich an dem Tage des Aufgebots die Freiheit nehmen, seine Braut in ihren eigenen Gemächern zu besuchen, woselbst er hoffte, daß ihre Herzen sich freier ergießen würden.

Bisher bei ihrer Begegnung an dem Rollstuhle des Vaters, wo Lilia fast den ganzen Tag mit ihrer Stickerei im Schooße saß, — denn Arbeit schien gerade nicht ihre starke Seite zu seyn — wollte es sich nicht so fügen.

Jeden Morgen konnte er ihre Stirne küssen und dasselbe durfte er wieder des Abends; versuchte er aber nur mitunter ihre Hand zu fassen, nahm Lilia eine so reizend böse Miene an, daß Philipp den Muth und oft unglückseliger Weise selbst den Faden verlor, wenn er im besten Zuge war, sich in der Conversation interessant zu machen.

An dem Tage des ersten Aufgebots sollte sich aber, wie gesagt, der Muth wieder einstellen.

Endlich erschien dieser Tag.

Wir werden kein Wort auf die Kunstfertigkeit verwenden, mit welcher Philipp Toilette machte, kein

Wort auf die kleinliche Aufmerksamkeit, welche er seinem Gesichte und seiner Figur widmete. — Auch war er nicht ohne Hoffnung, als er sich auf diesen ersten Besuch vorbereitete.

Er hatte es sich zum Vorwande genommen, um die Erlaubniß nachzusuchen, seine Braut spaziren zu führen. Und den Augenblick benützend, als Fräulein Helena, die gewöhnlich zuerst heraustrat, in dem Zimmer des Directors erschien, eilte er schnell in den kleinen Saal, welcher das Vorzimmer zu Lilia's Cabinet bildete.

Mit welchem Herzklopfen pochte er an die Thür!

Ein junges Dienstmädchen, welches zu Fräulein Lilia's eigener Disposition gestellt war, öffnete.

»Sey so gut, Marie, und frage, ob meine Braut mich empfangen will.«

Ohne die Thür wieder zu verschließen, ging das Mädchen zurück und gleich darauf hörte Philipp aus dem Cabinet eine melodische Stimme, welche sagte: »Mach auf, Marie!«

Und indem Marie öffnete, verschwand sie auch selbst durch die Thür.

So stand nun Philipp am Eingange seines Paradieses. In der Hand hielt er ein Bouquet, bestehend aus einer einzigen Rosenknospe, von weißem Flieder eingefaßt.

Einige Augenblicke vergingen, bevor sein Herz — welches natürlicher Weise jetzt noch gewaltsamer pochte, als vorher, da er außerhalb stand — ihm Sinn und Zeit zur Erholung gönnte.

Er befand sich in einem der schönsten und geschmackvollsten Zimmer im ganzen Hause.

Das Gemach war mit dunkelrothen, sammtenen Tapeten bekleidet und hatte gleichfalls dunkelrothe, in diesem Augenblicke zusammengezogene Vorhänge, durch welche jetzt die Strahlen der Morgensonne herein drangen; sie

beleuchteten herrlich die alten vergoldeten, mit weißrothem Seidenzeug ausgeschlagenen Meubles.

Aber Philipp, bemerkte er wohl etwas von all' diesem? wußte er wohl oder kümmerte sich darum, woher ein so reizender Schimmer rührte?

Nein, für ihn gab es nur in einem der Lehnstühle dasselbe Gesicht, welches ihn vor einigen Tagen des Morgens berauscht hatte, und daß diese weiße himmlische Erscheinung sich in rosenfarbenen Wolken offenbaren müsse, schien ihm so natürlich, als wenn diese rothen Wolken, dieser reizende Schein zur Toilette des jungen Mädchens gehörten.

Lilia, die augenscheinlich ein bequemes Leben liebte, saß diesmal in orientalischer Weise in ihrem Sessel und wenn auch die Spitze ihres kleinen Fußes zum Vorschein kam, so verbarg sie sich doch wieder eben so oft in den reichen Falten ihres weißen Morgenkleides. Anmuthig neigte sie ihren Kopf zum Gruße und streckte von selbst Philipp die eine ihrer kleinen Hände entgegen, mit der andern, auf deren Schnee einige Juwelen glänzten, hielt sie schüchtern die schwarze Spitzenmantille zusammen, die sie über ihre halbentblößten Schultern geworfen, deren Alabaster durch das leichte Seidengewebe hindurch schimmerte. Ihr kleiner Kopf ruhte mit Wohlbehagen auf der einen Schulter, so daß ihr reiches, aufgelöstes Haar über diese nieder fiel und gleichsam ein Kopfkissen auf ihrem Arme bildete.

Philipp wollte weder, noch vermochte er sein Entzücken zu verbergen. Befand er sich nicht bei Derjenigen, welche in wenigen Wochen sein Weib werden würde?

Er beugte sein Knie und überreichte seiner jungen Braut das Bouquet, während er die Hand mit Küssen bedeckte, die sie in den seinigen ruhen ließ.

Lilia zeigte hierüber eben so wenig von triumphirender Miene, als eine verwunderte Schüchternheit; im Ge-

gentheil, sie schien nur ein frohes Kind zu seyn, welches sich über die Anstrengungen freut, die man ihretwegen machte.

Aber als Philipp, kühner gemacht durch das, was er schon erlangt hatte, und strahlend von Glück und Hoffnung, es wagte, seinen Kopf zu erheben, um den ersten Kuß von den schönen Lippen seiner Braut zu rauben, bog Lilia ihren Kopf nach der andern Seite, indem sie scherzend sagte:

»Mir scheint, als könne es genug seyn beim ersten Besuche am Tage des ersten Aufgebots.«

»Aber wann denn, Du Morgenröthe meines Lebens, Du meine himmlische Wolkenglorie, wann wird mir denn diese Gunst werden, die jedem Andern vor der Verlobung gespendet wird?«

»Heute,« sagte sie mit schelmischem Lächeln — eine ganz neue Aenderung ihres Wesens, welches sich bis jetzt fast immer ernst gezeigt hatte — »heute habe ich Dir die Hand dargereicht, den nächsten Sonntag, insofern ich während der Woche keinen Grund zu Klagen habe, wird es die Wange seyn.«

»Und an dem dritten — mein Gott am dritten?«

»Nun ja, am dritten Sonntag — Alles aber unter derselben Bedingung — wird es . . .«

Sie unterbrach sich, aber nie in seinem Leben hatte Philipp eine Bewegung gesehen, die in Reiz und Uebermuth der gleich gekommen wäre, mit welcher Lilia in diesem Augenblick das Bouquet spielend an ihre Lippen brachte.

Philipp seufzte vor Entzücken und Wehmuth und sagte zu sich selbst:

»Welch' kleiner göttlicher Satan wohnt in dem Körper dieses Engelskindes! Welches Weib von siebenzehn Jahren!«

Der arme Philipp vermochte nicht seine Gedanken von dem dritten Sonntage abzulenken. Er lief Gefahr, albern zu werden, und es war ihm in diesem Augenblicke als sey er sich vollständig bewußt, seine Seele an diese unschuldsholde Syrene verkauft zu haben, welche mit ihren klaren, tiefen Blicken den unregelmäßigen Gefühlen zu widersprechen schien, die ihre Bewegungen und Mienen mitunter zeigten.

»Marie!« rief sie schnell. Und Marie trat so schnell hinein, daß Philipp sich nicht emporrichten konnte. Lilia sagie ganz unbefangen:

»Bring einen Stuhl für meinen Bräutigam . . . nicht zu weit entfernt . . . hier neben den meinigen.«

Marie erhielt einen Wink, das Zimmer zu verlassen, Philipp einen andern, seinen neuen Platz in Besitz zu nehmen, welcher ihm allerdings nicht so behagte, wie der welchen er verlassen mußte.

»Nun denn, nenne mir den Zweck dieses Morgenbesuches.«

»Bedarf es wohl eines andern Zweckes, als daß ich an einem Tage, wie dieser, Dich einige Augenblicke allein zu sehen wünsche? O Lilia, fast zu viel geliebte Lilia, es wird Dir nicht unbekannt seyn, daß unser Verhältniß gewisse unschuldige Freiheiten mit sich führt, und ich hatte mir vorgenommen, Dich um die Gunst zu bitten, eine Spazirtour mit mir zu machen.«

»Ich nehme diesen Vorschlag gern an, nur daß wir nicht weiter als in den Blumengarten gehen. Ich kann dann bleiben, wie ich bin, es ist noch zu heiß, sich für den Mittag anzuziehen.«

»Du bist überhaupt so reizend in diesem weißen Gewande . . . wo ist dein Hut, dein Sonnenschirm?«

Philipp wurde ganz aufgeräumt und die Zurückhaltung, die bisher zwischen ihm und seiner ihm fast unbekannten Braut obgewaltet hatte, schien zu verschwinden.

Marie wurde auf's Neue hineingerufen.

»Gib mir ein paar Spazirstiefeln und meinen Strohhut . . . Ah so, es ist wahr, mein Haar ist noch nicht geordnet — komm her, und streich es mir ganz zurück.«

Mit Bedauern machte sich Philipp schon gefaßt, das Zimmer während dieser Anordnung zu verlassen, denn Lilia blieb sitzen und es war somit deutlich, daß die Toilette sogleich vorgenommen werden sollte.

Aber zu Philipps Verwunderung wurde keine solche Verordnung gegeben.

Als Marie wieder hineintrat, reichte Lilia ihren Kopf ohne alle Ziererei hin, und während Marie die langen dichten Seidenflechten theilte und zusammensteckte, erzählte Lilia ihrem Verlobten von einer Reise, welche sie nach Haparanda gemacht hatte, um die Mittsommersonne zu sehen.

Aber sie hätte von einer Reise nach dem Monde erzählen können, Philipp würde doch kein Zeichen der Theilnahme verrathen haben, so ganz war seine Aufmerksamkeit auf die Beschäftigung Mariens gelenkt. Einmal warf sie eine Locke aus Unvorsichtigkeit so weit herum, daß ihr parfumirtes Aeußere beinahe das Gesicht Philipps streifte.

Aber was war diese Beschäftigung Mariens gegen die, welche begann, als sie ein Paar fast chinesische Schnürstiefeln hervorholte.

Philipp wurde fast verwirrt. Es war gleichsam ein Nebel über seine Augen gezogen, während Lilia in ihrer Erzählung von der Haparandareise fortfuhr und während sie im Stuhle hin- und herschaukelte und erst den einen und dann den andern kleinen Fuß hervorstreckte, um ihn in die chinesischen Schnürstiefeln hineinzustecken.

Endlich erhob sie sich, hüpfte an den Spiegel, wo sie ihren Hut mit einem rosenrothen Bande befestigte.

»Gib mir die Handschuhe, mein Freund,« sagte sie zu Philipp in demselben trauten Tone, als wenn er bereits jetzt ihr Ehemann wäre.

Philipp kramte auf einem Tische alle möglichen Sachen durch, warf die Platinalampe, eine Blumenvase und verschiedene kleine Porzellansachen um — endlich fand er ein Paar Handschuhe, welche doch vermuthlich nur dazu dienten, ihn noch mehr verwirrt zu machen, denn statt sie seiner Braut zu geben, verbarg er sie mit der Behutsamkeit eines verliebten Thoren auf seinem, nach diesem Morgenbesuch um tausendmal heftiger lodernden Herzen.

Lilia bemerkte Nichts — sie suchte ein Paar andere Handschuhe hervor und damit war sie fertig.

---

Von dem Gartengange am Fuße der ersten Blumenterrasse — das coupirte Terrain des Gartens hatte von selbst diese Terrasse hervorgebracht — hatte man eine reizende Aussicht über die poetische Umgegend bei Ribyhus.

Die Wälder erinnerten an die dunkle Zeit, wo sie noch nicht unter die raubende Axt gerathen waren und die schimmernden Wasserfälle, die von Fels zu Fels, wie Cascaden von Diamanten stürzten, leiteten den Gedanken auf die alten Zeiten hin, wo das Gebirge, der siegenden Naturkraft unterliegend, sich Stück vor Stück öffnete und die brausende Woge empfing, welche doch niemals an ihren spitzen Ecken zur Ruhe kommen konnte, sondern von der unsichtbaren Hand der Nixe getrieben hinunterstürzte, um sich mit dem am Fuße des Felsens schäumenden Strome zu vereinigen und dahin zu rollen unter dem Schatten der jungen stolzen Birken.

»Dies Alles ist so schön,« sagte Lilia, indem sie sich leicht an den Arm ihres Verlobten hing, »und wenn

nur Papa wieder gesund wird, werde ich gewiß hier gedeihen.«

»Wenn er aber nicht bei uns bleibt, wird denn diese Stätte Dir nur trübe und verändert vorkommen?«

»Ohne Zweifel verändert, aber doch nicht ganz und gar verdunkelt, denn ich besitze hier zwei Wesen, die mir diese Heimat zu erheitern vermögen, Dick und — Dich.«

Lilia war bis zu diesem Augenblicke stets dieser trauten Benennung ausgewichen, als sie sie aber jetzt gebrauchte, lag gleichsam ein feierliches Versprechen darin.

Ein Blick von Philipp zeigte, wie dankbar er hierfür war.

Sie verstand diesen Blick und lächelte.

Aber jetzt kam Dick als ein Unwetter, die Treppe der Terrasse hinunterspringend, und hiemit war der Zauber gelöst.

Lilia schützte Müdigkeit vor und ging zurück.

»Dick, Du Dummkopf,« sagte Philipp, »konntest Du nicht begreifen, daß Du überflüssig warst?«

## VIII.

## Die Frau Lectorin.

Es ist jetzt in der Ordnung, einige Worte über die Erziehung Lilia's zu erwähnen.

Weil sie aber zur Zahl jener jungen Mädchen gehörte, welche eigentlich gar nicht erzogen werden, würde es zu Nichts führen, ihre verflossenen sechzehn Jahre näher zu beleuchten.

Ihr Vater hatte von ihr gesagt: sie sey ein »kleiner, intriguanter Satan,« und dies war sie auch.

Aber statt Lilia's Charakter zu studieren und ihre Fehler zu bannen — hatte wohl der fleißige Fabriksbesitzer und Landmann dazu Zeit? — ließ er sich manchmal dermaßen zur Heftigkeit verleiten, daß er ungerecht gegen ihre guten Seiten ward; und zuletzt, als er nicht mehr »mit ihr fertig werden« konnte, schrieb er an seine Schwester, die alsdann sogleich kam und Lilia mit sich nahm.

Diese Schwester war weniger als irgend eine Andere geschaffen, das schwierige Amt einer Erzieherin zu übernehmen und besonders gar nicht dazu, einen so tiefen Charakter, wie der ihrer Nichte war, zu entwickeln. Sie war ein mildes Wesen, weich wie Wachs, heilig und demüthig. Sie war eines jener Weiber, die stets als ein leuchtendes Beispiel dargestellt werden.

Lilia lernte bei dieser heiligen Tante zwei Seiten kennen.

Erstens ihre Schwäche, die in Allem zum Aeußersten ging, sie verzieh Alles und Allen. Von ihren Leuten wurde sie bestohlen — sie stellte sich lieber, als bemerkte sie es nicht, ehe sie ihr stilles Leben durch ein sogenanntes »Auftreten« bloß stellte. Man hinterbrachte ihr derbe handgreifliche Lügen, sie bezweifelte stets die Existenz der Unwahrheit. Man zerschlug ihr die kostbarsten Sachen — denn man konnte seyn, wie man wollte im Dienste dieses exemplarischen Weibes — aber man stellte das Entzweigeschlagene so hin, daß wenn sie irgend einen Schrank oder eine Thür öffnete, es so schien, als hätte sie selbst eine ihrer Lieblingssachen zerschlagen, und obwohl sie wußte, daß sie es nicht selbst gethan hatte, bedankte sie sich doch für die Pünktlichkeit Derjenigen, welche es so einrichteten, daß sie nicht nöthig hatte zu schelten.

Dies war die eine Seite, welche Lilia beobachtete. Auf der andern bemerkte sie, wie alle diese groben Fehler, die in dem Hause ihrer Tante wucherten, unter ihrem englischen Schutze sich in Tugenden verwandelten.

Man stritt sich förmlich darum, Leute aus dem Hause dieser exemplarischen Frau zu erhalten, woselbst niemals eine Unordnung vorfiel. Wenn ein Mädchen ein Jahr in ihrem Dienste gewesen war, wurde sie betrachtet, als sey sie von allen andern vorhergehenden Fehlern rein gewaschen, und kein Mensch erinnerte sich deren mehr.

Jedermann liebte, achtete, »citirte« Frau Sorenius, die Armen, welche gleichgiltig durch zusammen gelogene Geschichten ihr Almosen bekamen, betrachteten sie als eine Gottheit, und wäre es noch Mode gewesen, Jemanden zu canonisiren, ihre Gebeine wären gewiß nach Rom gesandt worden, und hätten gewiß ihre Ruhestätte neben der der heiligen Brigitta gefunden.

Lilia, gewöhnt, der Liebe zu entbehren, erstickte fast in dieser Atmosphäre unermeßlicher Güte.

Aber allmälig, ohne daß die Tante sich jemals die Mühe gegeben hatte, nachzudenken, in wie fern das eine oder das andere bei Lilia von Schattenseiten ihrer jungen Seele zeugte, ja selbst ohne jemals daran gedacht zu haben, ob sie überhaupt Fehler habe, verbesserte oder eher beherrschte das junge Mädchen diese aus eigenem Trieb. Sie begann, da kein Anderer sich die Mühe gab, sich selbst zu erziehen, und weil sie einsah, in welch' hohem Grad von Macht über Andere ein milder, frommer und leichter Sinn mehr als ein selbstsüchtiger und starrer ausrichtet, machte sie eine Berechnung von dem Nutzen der Methode, die sie täglich sah, jedoch stets mit den Aenderungen, welche die Umstände erheischen könnten.

Nach dieser Auseinandersetzung wollen wir gar nicht davon reden, wie Lilia ihre Erfahrungen verwendete. Die Entwickelung ihres Charakters, die wir eine Phantasie auf eigene Hand nennen wollen, gehört der Fortsetzung unserer Geschichte.

Was Fräulein Helena Forsling betrifft, so war ihre Redseligkeit während zehn vollen Jahren eine

Art geistige Daumenschraube für Frau Sorenius gewesen. — Aber wie konnte Frau Sorenius wohl, die sich von ihrer Jugendfreundin, der liebenswürdigen Helena angebetet sah, etwas dagegen einzuwenden haben, daß diese erst zum Besuch gekommen war, und später sich ein für alle Mal im Hause einlogirt hatte; und wie konnte sie es über ihr Herz bringen, dieser Jugendfreundin zu erklären, daß sie sie zuletzt buchstäblich durch ihre Redseligkeit umbringen würde.

Nein, solches wäre der übrigen Bosheit dieser Welt gleich zu stellen, und deshalb lächelte Frau Sorenius jedesmal, wenn Fräulein Helena versicherte, daß sie es jetzt noch nicht über ihr Herz gewinnen könne, aufzubrechen und ihre theure Freundin, die sie mit ihrer Anwesenheit zu erheitern hoffe, zu verlassen. — Und somit kam es in zehn Jahren zu keinem Aufbruch. Ein solcher geschah erst, als die »theure Freundin« starb.«

Lilia bemerkte wohl, daß ihre Tante darunter litt, und Lilia selbst konnte Fräulein Helena's Geschwätzigkeit auch nicht leiden, eine wie gute Person sie im Uebrigen auch war. Und es war Lilia's fester Vorsatz, ihren liebevollen Plagegeist, der ihr außerdem durch seine Einfalt zur Beschwerde war, sobald als thunlich zu verabschieden.

---

Philipp war seiner Mutter entgegen gereist, und am Tage vor der Hochzeit langte sie in Ribyhus an.

Sie kam ohne alle Vorurtheile gegen ihre künftige Schwiegertochter, denn wenn sie auch mehr als die Hälfte des blendenden Schimmers abzog, mit welchem der junge Bräutigam seine Braut überschüttet hatte, blieb doch noch immer genug übrig, um sie in einem hellen Lichte erscheinen zu lassen.

Ihre fromme Rücksicht auf die Wünsche ihres Vaters schien ein guter Vorbote für sie als Ehefrau. Ihre Schüchternheit nach der Verlobung war ein Zeichen der Ehrbarkeit ihrer Seele und ihres Herzens, und ihre Coketterie am Tage des ersten Aufgebots, welche Philipp zwar erwähnt, aber doch angenehm gemildert hatte, zeigte, daß sie bereits das Bedürfniß fühlte, ihrem Bräutigam zu gefallen.

»Möchte sie Dich nur zu einem glücklichen und zufriedenen Manne machen, dann wird sie alles gethan haben, was gefordert worden! Und erinnere Dich, Philipp, daß Du nicht deine Ansprüche auf das Glück übertreibest: es hat sich Dir so wunderbar in die Arme geworfen, daß ich neben meiner Freude eine große Unruhe verspüre.«

»Aber ich unwürdiger Sünder,« antwortete Philipp, »ich fühle mich nur von einer unermeßlichen Glückseligkeit durchströmt:

»»Das Fest der Hochzeit strahlt in Hymen's mildem Glanze,
Am Fuße des Altars die Braut mit schönem Kranze:
Sie opfert ihre Hand und schwört ihm treu zu seyn,
Und sie, die Herrscherin, dem Sclaven sich zu weih'n.««

Weit außerhalb der Allee und ehe Philipp noch zu Ende mit seiner Recitation von den Strophen Valerius's war, sprangen Dick und Rosabella den Ankommenden entgegen, und jetzt sprang Dick in den Wagen und schloß die Frau Lectorin in seine Arme, während Philipp vorauseilte.

»Nun, mein lieber guter Dick,« sagte die würdige Matrone, »Du bist wohl recht froh, daß wir Anverwandte werden?«

»Ja,« antwortete Dick herzlich lachend, »ich wollte es so gern, daß wenn Philipp nicht mit Lilia einig geworden wäre, hätte ich selbst in einigen Jahren die Tante gefreit. Und wenn Tante auf mich warten will, so

werde ich es auch noch immer thun, wenn ich von meiner großen Reise um die Erde zurück komme.«

»Dann, lieber Dick, wirst Du gewiß so viele Annehmlichkeiten genossen haben, daß deine alte Tante vor denselben in den Hintergrund treten wird.«

»I bewahre, ich werde wohl nicht so sehr flüchtig werden! Denke Dir einmal den Spaß, wenn Philipp, der mich früher seinen Sohn Dick genannt hat, anstatt dessen mich Papa tituliren müßte.«

»Gewiß, das würde sehr schnurrig klingen,« sagte die Lectorin lachend, »aber unsere Heirath bei Seite schiebend, sage mir, ob Du glaubst, daß Lilia Philipp lieb hat?«

»Wenn sie es nicht thut, so ist es wenigstens nicht mein Fehler. Jedesmal, wenn wir beisammen sind, frägt sie mich ganz genau nach all' dem, was ihn angeht, selbst von der Zeit an, als wir einander kennen lernten . . . wie wir in Upsala zusammen lebten u. s. w.«

»Und Du sagst denn auch immer die Wahrheit — Dick — Du übertreibst nicht Philipps Verdienste?«

»Nein, gewiß nicht, denn ich sehe sie immer in einem solchen Lichte, daß sie keiner Uebertreibung bedürfen; aber mitunter verleitet sie mich gegen meinen Willen, solche Dinge zu erzählen, die ich nicht erwähnen wollte.«

»Was sind denn das für Dinge, mein Freund?«

»Ah, kleine Abenteuer... Kleinigkeiten, Lappalien, Tante.«

»Hm — sie will Alles wissen?«

»Sie sagt, es sey ganz nothwendig, daß sie den Charakter ihres Mannes kennen lerne.«

»Ja, ja!«

»Tante muß aber wissen, daß ich dieses dem Philipp nicht gesagt habe, weil Lilia mir Schweigen geboten hat. Ich habe ihm auch nicht erzählt, daß ich alle seine Gedichte stehlen muß, die sie bei sich, den ganzen

Haufen, gelesen hat, seitdem Philipp ihr lieb geworden, muß Tante wissen, schreibt er Gedichte Tag und Nacht.«

»Was sagt sie denn von dieser Thorheit?«

»Sie sollte zwar dankbar seyn, weil ihr Name fast in jeder Zeile steht, — wünscht Tante aber zu wissen, was sie für ein Gesicht macht, wenn sie mir die Hefte wieder zurück gibt?«

»Ja wohl, erzähle!«

»Ja, sie macht eine Miene, als wenn sie alles nur ihres Mitleids werth gefunden hätte. Entweder versteht sie sich nicht auf Poesie, oder auch scheint es ihr, als sey das Geschriebene für sie nicht gut genug.«

»Vielleicht ist das doch nicht so, mein kleiner Dick, vielleicht sieht sie mit ihrem hellen Kopfe ein, daß dieser Hang Philipp schädlich werden kann, und daß, weil er doch niemals ein großer Dichter we den wird, es weit besser sey, er wäre gar keiner.«

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen in den Hofraum hinein, und gerade als die Lectorin einen Ausruf des Entzückens über die Schönheit des Ortes thun wollte, wurde sie durch einen andern Gegenstand des Entzückens unterbrochen; an Philipps Arm kam jetzt eine glänzende Sylphide, welche kaum die Erde zu berühren schien, ihr entgegen.

Im Triumph hob Philipp auf seinen starken Armen die kleine Sylphide in den Wagen hinauf, und da lag Lilia jetzt mit thränenfeuchten Augen am Herzen seiner Mutter. Und in sanften weichen Tönen, eine wirkliche Musik, sagte sie:

»Nimm die arme, mutterlose Lilia auf, und habe sie um Philipps willen ein wenig lieb!«

»Wer sollte Dich nicht lieben, Du kleines himmlisches Wesen, um deiner selbst wegen! Ich bin stolz auf meine Tochter und glücklich, zu wissen, daß mein Sohn

faſt das Recht hat, über die Glückſeligkeit, die ihm geworden, außer ſich zu ſeyn, was er denn auch iſt.«

»Ach, ſchmeichle mir nicht — aus dem Munde einer Mutter lautet die Schmeichelei ganz anders, als von dem, welcher bereits parteiiſch ſpricht. Und ich bin ſo unvollkommen, daß ich vielleicht könnte verblendet werden.«

»Ach,« dachte die Frau Lectorin, ganz hingeriſſen, »welche Liebenswürdigkeit und entzückende Beſcheidenheit, gepaart mit Verſtand — wie angenehm, wie unſchuldig, wie naiv . . . Gott, mein Gott — und dies leichte Weſen ſoll die Gattin meines Sohnes werden!«

---

Zwiſchen dem Director Swante Sorenius und der Frau Lectorin Thurné entſtand augenblicklich jene Freundſchaft, welche Menſchen, die demſelben Ziele nachſtreben, ſchnell vereinigt.

Eine der großen Schwächen des Directors war die, ſeine noble Handlungsweiſe preiſen zu hören — und er wurde zufriedengeſtellt.

Die Lectorin war, trotzdem, daß ſie ſehr wohl die Fehler ihres Sohnes kannte, ſehr ſchwach gegen ihm geſpendete Lobeserhebungen, — und auch ſie wurde zufriedengeſtellt.

Und als ſie erſt begann mit Entzückung von Lilia zu ſprechen und ſo zu ſagen, allmälig den einen Schatten nach dem andern von allen den Schatten fortnahm, mit welchen der Director es für ſeine Pflicht hielt, dieſe Entzückung zu ſchattiren, dann wurde er ſo dankbar und glücklich, daß er faſt vergaß, daß er nur noch zur Hälfte das Leben genoß; nichts wirkte nemlich wohlthuender auf ihn ein, als die angenehme Ueberzeugung, daß Lilia in der Wirklichkeit tauſend Mal vollkommener ſey, als ihm ſein Inſtinct und viele ihrer Aeußerungen bereits ſagten.

Ueber eine Sache wunderte sich jedoch die Lectorin, aber sie verdammte sie nicht.

Der Abend vor der Hochzeit war bereits herangebrochen, und noch immer zeigte sich zwischen den Verlobten eine solche äußerliche Enthaltsamkeit, daß die Mutter, die heftige Neigung ihres Sohnes und seine Heftigkeit überhaupt kennend, nicht zu begreifen vermochte, wie er so zufrieden mit gar Nichts seyn konnte. Sein geringster Versuch irgend einer kleinen Liebkosung, einer kleinen Schmeichelei, erstarb sogleich vor dem Blicke der jungen Braut . . . blieb sie denn selbst völlig kalt?

Die Frau Lectorin begriff dies nicht.

Mitunter schien es ja, als sey Lilia der Schmelz, und die Liebe selbst, freilich nur par distance. Näherte Philipp sich, glichen ihre Augen, welche soeben Feuerflammen gesprüht hatten, zwei Sonnengläsern von Eis.

Während der ganzen Nacht sann die beunruhigte Mutter über diese Augen mit ihrem herrlichen Sternenlichte nach; sie wollte durch diese wunderbaren Augen in die Seele ihrer Schwiegertochter hineindringen.

Aber diese Schwiegertochter kam ihr so offen entgegen, daß es fast lächerlich schien, ihr kindliches Wesen etwas anders, als einer übertriebenen jungfräulichen Schüchternheit zu beschuldigen.

Indessen nahm sich die Lectorin doch vor, sie wolle am anderen Morgen (an dem Hochzeitstage) mit Lilia eine Unterredung unter vier Augen haben . . . Und, als hätte Lilia ihren Wunsch geahnt und käme ihr entgegen, machte sie am andern Morgen früh der Lectorin eine Visite auf ihrem Zimmer.

»Geliebtes Kind,« sagte die Lectorin, nachdem die gewöhnlichen Artigkeitsbezeigungen ausgewechselt waren, »Du verzeihst gewiß einer Mutter, die des Vertrauens bedarf; Du würdest mich so glücklich machen, wenn Du mir das deinige schenktest.«

»Mein Vertrauen — was habe ich denn zu verschweigen, daß ich auch etwas anzuvertrauen hätte?«

»Jedes Weib, meine Tochter, hat ihre Geheimnisse, die ihrem Herzen gehören.«

»Ich aber nicht; ich habe gar keine Geheimnisse.«

»Wenn dem so ist, kannst Du mir um so leichter eine offene Antwort geben, wenn ich Dich frage, ob Philipp einen Eindruck auf dein Gefühl gemacht hat?«

»Sobald ich dieses selbst weiß, werde ich es gewiß nicht verheimlichen.«

»Wie — Du weißt selbst nicht, ob Du ihm gut, oder böse bist?«

Lilia sah aus, als hätte man hebräisch mit ihr geredet. Sie wiegte ihren kleinen Kopf hin und her, und nahm dabei eine so entzückend ängstliche Miene an.

»Mein Kind, ich bitte Dich, gib mir eine Antwort.«

»Aber was soll ich denn antworten?«

»Fühlst Du, daß Philipp Dir in irgend einer Weise theuer ist?«

»Von heute an muß er dies ja seyn.«

»Aus Pflicht, ja?«

»Ja, aus Pflicht; der Mann muß immer der Frau theuer seyn.«

Lilia sagte dies mit einer solchen Betonung der Einfalt, daß die Lectorin ganz verzweifelte.

»Meine Herzens-Lilia, ich hatte gehofft, daß Du neben der Pflicht auch ein anderes Gefühl für meinen Sohn hegtest — hat seine Liebe nicht vermocht, sich auch nur einen kleinen Platz in deinem Herzen zu gewinnen?«

»Wie kann ich das wissen?«

»Laß uns versuchen, die Sache zu ergründen — erlaubst Du, daß ich ein kleines Examen vornehme?«

»Ja, gern!«

»Macht seine Gegenwart Dich vergnügt?«

»Ja, gewiß!«

»Scheint er Dir — vergiß nicht, daß es die Mutter ist, welche frägt — scheint er Dir von angenehmen Aeußern?«

»O ja, das sagen ja auch Alle.«

»Vermißt Du ihn, wenn er Dich verläßt?«

»Gerade nicht sehr.«

»Aber doch ein wenig?«

»Mitunter.«

»Nun, wann behagt er Dir am meisten?«

»Wenn er spricht.«

»Aha! Er mißfällt Dir hingegen, wenn nur seine Blicke beredt sind?«

»Ja wohl!«

»Und wenn er sich als Bräutigam irgend eine kleine Freiheit erlaubt, so mißfällt er Dir noch mehr?«

»Das ist wahr!« rief Lilia mit einem unnachahmlichen Ausdruck von kindlichem Erstaunen darüber, daß ein Anderer das auszusprechen vermochte, was sie selbst nicht verstand.

»Weißt Du, was ich aus diesem Allem schließe, mein Kind?«

»Nein, aber ich möchte es gern wissen.«

»Ich schließe, daß dein Herz, Dir selbst unbewußt, ganz günstig für meinen Sohn gestimmt ist.«

»Das ist wohl möglich.«

»Und daß Du mir, wenn Du drei Monate verheirathet gewesen, in einer ganz anderen Weise antworten wirst, als heute. Philipp wird sich deine Liebe erwerben, und Du wirst dann in demselben Grade nach seiner Zärtlichkeit haschen, als sie Dir jetzt in deiner unschuldsvollen Unkenntniß eine Plage ist.«

»Wir werden sehen!« sagte Lilia mit einem anmuthigen Lächeln.

Und damit war die Verhandlung zwischen der Lectorin und ihrer Schwiegertochter geschlossen.

Als das junge Mädchen sich entfernte, sagte die Erstere zu sich selbst: »Niemals früher trat mir ein so kindliches Gemüth entgegen — ich bin vollständig beruhigt.«

Zu gleicher Zeit sagte auch Lilia zu sich selbst: »Niemals früher traf ich einen solchen Grad von Leichtgläubigkeit — ich bin vollständig beruhigt!« — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Stunden später ward die Trauung begangen, und das Philipp gestellte Horoskop hatte wohl somit gelogen, als es ihm einen poetischen Hungertod in einer Dachstube prophezeite.

## IX.

## Die Außenseite der häuslichen Glückseligkeit.

Ein Jahr war verstrichen.

Director Sorenius hatte bereits vor acht Monaten dem Staube das Seinige gegeben. Er starb in der Ueberzeugung als ein weiser Salomo gehandelt zu haben, denn kein Tag verging, an dem ihm Philipp nicht sagte, wie das Paradies Armuth seyn müsse, gegen das Glück, welches er das seinige nannte.

Und die ganze Umgegend ward versucht, dasselbe zu glauben.

Wo gab es wohl ein Weib, das in ihrem ganzen Betragen mehr Hingebung an ihren Mann zeigte — erfüllte sie nicht jede seiner Bitten, jeden seiner Wünsche! Sie zeigte sich stets als seine gute Fee.

Aber erbat er sich jemals etwas anderes, als was sie selbst thun wollte — wünschte, oder richtiger äußerte er jemals einen Wunsch, dessen Erfüllung er nicht im Voraus gewiß war . . . niemals!

Vielleicht war er es, der sein Werk studierte, während es doch schien, als studiere sie ihn.

Als Neuvermählte waren sie freilich bewunderungswürdig, indem sie andere Leute nicht mit ihrer Liebe genirten.

Es ist wohl wahr, daß die bezaubernde Lilia oft ihrem Manne die verlockendsten Blicke, die verführerischsten Küsse auf den Spitzen ihres Rosenfingers zusandte; aber eben so wahr ist es, daß er, wenn er auch mitunter bald erröthete, bald erbleichte und überhaupt die ganze Verwirrung eines Verliebten zeigte, doch nicht die äußere Feinheit dadurch verletzte, daß er seinen Gefühlen Luft machte. Er gebrauchte keinen einzigen der tausend Schmeichelnamen, welche die Liebe und vor Allem die Poeten erfunden haben.

Es war ein exemplarisches Paar, nur war es natürlich, daß ihr Glück im Verhältniß hierzu stand.

In dieser Ueberzeugung starb auch, wie bereits erzählt, der Director, in dieser Ueberzeugung kehrte auch die Frau Lectorin zurück, und in dieser Ueberzeugung versuchte der arme Dick, der so tief erschüttert und betrübt über den Tod des Vaters war, einen Ersatz für seine eigene Trauer zu finden, an der Philipp und seine junge Gattin herzlich Theil nahmen.

Die Einzige, welche nicht so ganz und gar überzeugt von der großen Glückseligkeit in Ribyhus war, war Fräulein Helena, welche lange Ohren hatte.

Aber die arme Person, so gern sie auch schwätzte, verurtheilte sich doch freiwillig in die Tortur zu schweigen, lieber, als den Vortheil zu verlieren, bei ihrer geliebten Lilia zu seyn, und sie wußte, daß dieser Vortheil durch die kleinste Dummheit von ihrer Seite aufs Spiel gesetzt werden würde.

»Gott bewahre meine süße Lilia,« sagte sie zu der Lectorin, als diese gegen Ende Jahres sich wieder auf Ribyhus einfand, um ihren ersten Enkel über die Taufe

zu halten. »Noch muß man immer sagen, daß sie wie ein Engel auf der Erde ist, und ich hoffe, daß Cousin Philipp auch dieser Meinung ist — wenigstens ist es seine Pflicht, es zu seyn . . . es versteht sich allerdings von selbst, daß Lilia auch ein Mensch ist, und daß sie als solcher ihn mitunter zur Verzweiflung bringen kann.«

»Wozu?« rief die Lectorin aus, »zur Verzweiflung? er ist ja ganz vernarrt in sein Weib.«

»Ja, das ist es eben, und das ist ganz natürlich . . . sagte ich in Verzweiflung? Ich Dummkopf, ich schwätzte auch so ins Blaue hinein! Nein, gnädigste Frau Schwester, ich habe Lilias Erziehung, so zu sagen, beigewohnt und ich kann auf mein Gewissen sagen, daß alle die kleinen intriguanten Launen, die sie im Anfange besaß, wie Thau vor den Strahlen der Sonne verschwanden, als meine selige Freundin, — eine Heilige auf Erden, ihre Tugend auf das junge Kind scheinen ließ; und deshalb ist auch Lilia eine lebendige Tugend in Allem, — ausgenommen natürlich, daß kein Sterblicher so geschaffen ist, daß er seiner Natur entgehen kann . . . und sehen sie, Lilia ist nun, Gott verzeih mir's, wohl nicht am leichtesten zu überwinden.«

Wenn nun auch Fräulein Helena Forsling dafür bekannt war, daß sie in vielen verschiedenen Tonarten singen konnte, so erweckte doch die Melodie, die sie jetzt hatte ertönen lassen, einen gewissen schon früher lebendigen, wenn auch später wieder eingewurzelten Instinct bei der Mutter.

Diese versuchte daher durch allerlei anscheinend unbedeutende Seitenfragen sich ein helleres Licht zu verschaffen, aber gerade die Vorsicht, mit welcher sie bei diesen Fragen verfuhr, weckte Fräulein Helena's Aufmerksamkeit, und die gute Person wurde ganz bestürzt darüber, daß sie in ihrer Unbedachtsamkeit Worte herausgestoßen hatte, die sie kaum berechtigt war, gegen sich selbst auszusprechen.

Es war einige Tage nach der Kindstaufe und ungefähr einen Monat nach der Geburt des Sohnes.

Die achtzehnjährige Mutter ruhte auf dem Sopha; sie hielt eine lange purpurfarbene Schürze in der Hand, an der sie dann und wann einige Maschen wirkte, aber so selten, daß man versucht war zu glauben, die Schürze sey mehr des Effectes, als der Arbeit wegen hervorgenommen. Und unbestreitbar erhöhte diese Schürze auf eine angenehme Art das weiße Morgengewand, über welches sie sich phantastisch ausbreitete, während sie den weißen matten Händen, die mit dem Zephyrgarn spielten, einen Rosenschimmer verlieh.

Lilia's lilienbleiches, kindliches Gesicht war von einer Spitzenhaube eingerahmt, deren gekräuselte Kante, wie auf den alten Portraits, sich rings um das feine Oval schloß, und nur einen kleinen Streifen des aschblondfarbenen Haares zum Vorschein kommen ließ.

Wenige Schritte vom Sopha saß Dick, als ein siebzehnjähriger Jüngling, und wiegte seinen Neffen, dem er eben im Begriff war, das Wort »Onkel« zu lehren.

Rosabella, ermüdet von der gewöhnlichen Morgenpromenade und von den gymnastischen Uebungen, lag zu Dick's Füßen und schlief mit dem Kleinen in der Wiege um die Wette.

»Wie viel ist die Uhr, Dick?« fragte Lilia.

»Halb Eins — wünschest Du Etwas.«

»Nein.«

»Soll ich vielleicht Fräulein Helena aufsuchen?«

Die junge Frau gab aber ein leichtes Zeichen des Unwillens.

»Die Tante vielleicht?«

Dasselbe Zeichen.

»Vielleicht sehnst Du Dich nach Philipp?«

Lilia's Wangen bekamen plötzlich einen Wiederglanz von der rothen Schärpe. »Bist Du närrisch, Dick?«

»Wie so?«

»Kann man sich denn jemals nach einer Person sehnen, die man niemals länger als ein paar Stunden vermißt?«

»Mir scheint, Du solltest so Etwas nicht sagen,« antwortete Dick verdrießlich, »Du weißt doch, daß er sich sehnt.«

»Und Du solltest Dich schämen so heftig zu mir zu sprechen. Du weißt ich bin so schwach.«

»Ah, Lapperei, Lilia, Du bist so schwach nicht, wie Du Philipp einbilden willst.«

»Wie so?«

»Als Du Dich allein glaubtest, habe ich gesehen, wie Du ganz leicht durch die Stube gesprungen bist.«

»Dick!«

»Ja, ja, Du, gerade Du; ich lasse mich nicht foppen — und weißt Du was?«

»Nun denn?«

»Ja, wenn ich an Philipps Stelle wäre, Du solltest ganz gewiß auf deinen kleinen Füßen laufen müssen, denn jedenfalls sind sie doch dazu geschaffen. Aber Gott behüte! süße Lilia, soll ich Dich dahin tragen — süße Lilia, soll ich Dich dorthin tragen . . . O, was Philipp für ein Thor ist!«

»Ja, ich ärgere mich eben darüber, daß du Recht hast.«

»Ah so, Frau Lilia, Du bist verdrießlich, daß Du eine solche Macht über ihn hast! Es sieht aber nicht so aus, als wenn Du die Sache beklagtest, sonst würdest Du nicht mit einer solchen Feinheit diese Macht aufrechthalten. In allem Uebrigen ist Philipp über jeden Tadel erhaben.«

»I bewahre!«

»Wie merkwürdig eifrig besorgt er nicht die großen Geschäfte, die Papa ihm hinterlassen hat; besonders, weil solche Sachen nicht sein Element sind. Er wird von den Arbeitern angebetet, und wenn die Fabrik auch bereits unter der Leitung Papas blühte, so wird sie es noch mehr unter der Philipps.«

»Aber nebenbei schreibt er Elegien und Schäfergedichte und träumt von Phöbus und Apollo, von Psyche und von den Musen; er watet in Poesie und cokettirt mit Frau Venus. *)«

»Aber wenn Du nun diese Elegien läsest, würdest Du finden, Du kleine tadelsüchtige Hexe,« — jetzt war Dick allerdings boshaft, »daß er seine guten Gründe hat, mit Frau Venus zu cokettiren. Und Du mußt ihm dankbar seyn, daß er es mit keiner andern thut, als der, welche den Olymp beherrscht.«

»Dick,« sagte Lilia erbleichend, »was magst Du mir sagen, du unwissender Knabe!«

»Knabe . . . Frau Lilia ist sehr alt und sehr weise, weil sie ein Jahr älter und Mama heißt. Aber Frau Lilia bedenke, daß ich mich nicht länger foppen lasse, wie ich, gleich anderen Leuten, es zu lange geduldet habe.«

»Dich foppen?«

»Ja, gerade das Wort gebrauchte ich; und ich füge hinzu, daß Philipp durchaus nicht glücklich ist, da Du ihm mit Kälte entgegen kommst — wenn Ihr allein seyd, natürlich, und wenn Keiner zugegen ist, der dein süßes Lächeln und deinen liebevollen Blick bewundern könnte.«

»Dick, Dick!«

»O, es ist nicht zum Vergnügen, wenn er in Versen sein Herz vor einer gefühllosen Schönen ergießt, einer Göttin, die seine Bitten und seine flammende Liebe nicht zu rühren vermögen.«

»Hast Du sie gelesen, diese Gedichte?«

»Ja, ich habe sie gelesen, sein trauernder Blick, wenn er sich allein glaubte, seine plötzliche Freude, wenn Du in Gnaden ihm irgend ein kleines Liebeszeichen gabst, ließ mich die Wahrheit ahnen. Ich eröffnete einmal in sei-

*) Dieser letzte Ausdruck hatte Bezug auf einen poetischen Scherz von Philipp.

ner Abwesenheit das Pult, in welchem er seine poetischen Geheimnisse verschließt. Und richtig, ich fand — verstehst Du mich, Frau Lilia — ein Geheimniß, welches etwas Anderes als Poesie betraf.«

»Still, Dick . . . ich höre meine Schwiegermutter kommen. Morgen kannst Du mir diese merkwürdigen Gedichte leihen, die wahrscheinlich an irgend ein geträumtes Ideal gerichtet sind.« — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Lectorin, die eine kleine Vormittagspromenade gemacht hatte, trat jetzt herein, und gab ihrer Schwiegertochter ein schönes Bouquet.

Lilia empfing es mit einem dankbaren Lächeln, indem sie herzlich und mit einer gewissen Würde die mütterliche Hand an ihre Lippen führte.

»Die Blumen sind nicht von mir, mein liebes Kind.«

»Ah, von Philipp . . . warum gab er sie mir nicht selbst?«

»Weil er nicht Zeit haben wird, vor Mittag nach Hause zu kommen.«

Bei diesen Worten machte Dick eine Geberde der Zufriedenheit.

»Keine Zeit?« sagte Lilia.

In ihrer Stimme lag weder Bedauern noch Freude.

»Es ist wohl nicht möglich, daß er mit solchen Heldenthaten wird fortfahren können,« sagte Dick . . . »vom Morgen bis Mittag außer dem Hause zu seyn, das ist ein Wunder.«

»Ja, aber er wird dennoch versuchen, mit dieser einen anzufangen,« fiel die Lectorin ein.

Und Gott weiß, woher es kam, daß gleichsam eine Sympathie zwischen der ihrigen und Dicks Betonung lag.

Lilia schien diese Betonung zu überhören, sie fing ganz gleichmüthig an, an der Schärpe zu arbeiten.

Aber jetzt hörte man schnelle Schritte in der Nebenstube, und Jemand eilte hurtig der Schlafstube zu.

Die junge Frau blickte auf: ein triumphirender Blitzstrahl schoß aus ihren Augen.

Die Lectorin rief: »I mein Gott!«

Und Dick stieß in seiner innern Verdrießlichkeit Rosabella so heftig an, daß diese in der tiefsten Verwunderung über eine so unfreundliche Behandlung die Ohren schüttelte und fragend ihre schläfrigen Augen gegen ihren Herrn erhob, welcher, als er Rosabella ihren Theil gegeben hatte, seinen kleinen Neffen mit einer solchen Heftigkeit zu wiegen begann, daß dieser fast aus der Wiege herausgefallen wäre.

Philipp, in einem kleinen, grünen Hausrocke, den Hemdkragen der Hitze wegen herausgeschlagen, sein schönes braunes Haar frei um sein sonnenverbranntes Gesicht flatternd, trat herein.

»Ich dachte eben daran, meine geliebte Lilia, daß Du vielleicht der Kühle wegen, lieber draußen in dem Saale ruhen würdest, und Niemand versteht doch dein Ruhebett so zu stellen, wie ich.«

»Ich dachte sonst, ich sey nicht so ganz schwach,« sagte Dick.

»Aber Du bist nicht recht vorsichtig.«

»Nun, nein, es könnte wohl seyn,« brummte er, während er an seine früheren Worte dachte.

»Guter Philipp!« lispelte Lilia, und diese zwei Worte wurden mit einer solchen Betonung ausgesprochen, daß Philipps Gesicht vor Freude strahlte.

Er trat ihr ganz nahe.

»Wenn Du auf dem Sopha da draußen ruhen würdest, es wäre vielleicht eine kleine Variation?«

»Aber Du bist gewiß müde, mich immer so zu tragen?«

»Ja wohl, mein Herz, sehr müde,« antwortete er, indem er ihr noch näher trat.

»Es wäre dann gewiß gut, wenn ich Dir im Voraus deine Mühe bezahlte.« Sie bog ihren Kopf etwas hervor und bot ihm die frischen Lippen.

Nur einige Mal vorher waren die Mutter und der Bruder Zeugen einer solchen Liebkosung der jungen Eheleute gewesen. Und die Mutter bekam wie einen Stich im Herzen, als sie sah, daß Philipp mit einem Blicke unbeschreiblichen Entzückens und rührender Dankbarkeit — kurz einem Blicke, sehr wenig der ruhigen Liebe eines Mannes gleichend, der bereits ein ganzes Jahr verheirathet gewesen — neben seiner jungen Gattin niederkniete, um den angebotenen Kuß zu empfangen. Und diese Beklemmung der armen Mutter steigerte sich noch, als der Sohn wie berauscht dieses Weib mit fast unsinniger Abgötterei betrachtete.

Er nahm sie jetzt in seine Arme und trug sie hinaus in den Saal, wo er mit der ganzen Erfindungskunst der leidenschaftlichen Liebe Alles für sie ordnete.

»Ach,« sagte er, indem er einige Schritte von ihr zurücktrat, »wie bist Du schön, wie bist Du zum Anbeten! Wo gibt es wohl ein Weib, das Dir gliche, Du Engel, Kind, Madonna, entzückende Syrene, meine Egeria!«

»Stille, stille, Philipp — Du weißt zwar, daß ich Dir niemals widerspreche; Du bist mein Herrscher, aber diese übertriebenen Exclamationen sind ...«

»Ich sage jetzt nichts mehr... laß mich aber nur, ehe ich Dich verlasse, unsern Sohn zu Dir tragen — darf ich das?«

Lilia neigte ihren Kopf zum Beifall; als aber der 24jährige Vater den Sohn in den Schooß der jungen Mutter legte, begegneten sich ihre Blicke auf eine eigene Weise ... Philipp zog sich zurück, und obwohl Lilia weit schöner in den Stellungen war, welche sie des Kleinen oder

ihrer selbst wegen oder Philipps halber jetzt annahm, ließ er keinen einzigen Ausruf hören.

Er stand vor dem Tableau, welches seine Gattin darstellte, als ein fremder Zuschauer, aber als ein solcher, welcher kaum zu athmen wagt, weil man ihm gesagt hat, daß bei der geringsten Bewegung Alles verschwände.

»Bist Du zufrieden, mein Philipp?« fragte die fromme Gattin mit der einnehmendsten Ergebung. »Ich halte dies kleine, schwere Wesen in meinen Armen, bis sie ganz ermatten, oder so lange es Dir Vergnügen macht —«

»Ach, mein Gott, wie unbedachtsam ich bin,« klagte Philipp ganz erschreckt.

»Nu, nu, unsere kleine Lilia ist ja ganz gesund, Du brauchst Dir kein Gewissen daraus zu machen, mein Sohn,« sagte die Mutter, indem sie gleichsam etwas mürrisch ihr den Knaben entgegen nahm.

»Nein, gewiß nicht,« stimmte ihr Lilia bei, »wenn ich auch vor Mattigkeit erliege —« und Lilia's Kopf sank wirklich mit einer Abspannung nieder, über die Philipp erbleichte.

»Das thut ja nichts: meine ganze Freude ist ja die deinige, mein Freund.«

»Ja, das ist sie,« brummte Dick, der hinter dem Sopha die Faust ballte, und sich schnell entfernte.

Einige Nachbarfrauen traten in diesem Augenblicke herein, um ihren Dankbesuch nach der Taufe abzustatten.

»Welch' interessantes Bekenntniß hörten wir da,« sprach die eine der Damen mit lächelnder Miene.

»Ach,« antwortete Lilia lächelnd, indem eine schüchterne Röthe sich über ihr schönes Gesicht ergoß. »Sie haben unsere kleinen Familiengeheimnisse erhascht — nicht wahr?«

»Ei bewahre!« sagte die andere Dame, »das ist kein Geheimniß, daß Herr Thurné, wenn er prahlen

wollte, alle unsere Männer neidisch auf sein Glück machen könnte.«

»Was mich betrifft,« sagte Philipp, indem er höflich den Fremden Stühle präsentirte, »ich wollte lieber, daß mein Weib alle Anderen neidisch auf ihr Glück machen könnte, denn ich bin uneigennützig genug, das ihrige dem meinigen vorzuziehen.«

Lilia warf einen fragenden Blick auf die Freundinnen, und in ihren Augen las sie, daß sie in der That beneidet war.

Wenn Philipp sich auch nicht länger erbot, Gedichte in die Stammbücher zu schreiben, blieb er doch stets der Liebling der Damen, denn von seinem ganzen Herzen war er der Ritter des schönen Geschlechts.

## X.

## Die Innenseite der häuslichen Glückseligkeit.

Die Lectorin war wieder abgereist.

Und ihre letzte Unterredung mit Philipp hatte alle ihre Besorgnisse verscheucht.

Aber nicht sie allein war fortgereist, auch Fräulein Helena Forsling — diese Erbschaft von Lilia's heiliger Tante — war genöthigt worden, sich überzeugen zu lassen, daß sie mit einer guten Pension weit glücklicher in ihrem Geburtsorte mit allen ihren alten Bekannten leben würde, als hier in einer fast fremden Umgebung.

Zwar hielt es sehr schwer, ehe die gute Seele in diesem Falle sich nach Lilia's Ansichten zu richten vermochte; als Lilia aber bemerkt hatte, daß ihre Schwiegermutter nach ihren Promenaden mit Tante Helena nicht allein kälter, sondern fast spionirend schien, vermochte

nichts die junge Frau, die alte Hausschwätzerin — denn Fräulein Helena besprach eben alle Verhältnisse mit den Dienstleuten — noch länger zu behalten.

Die junge Frau machte natürlich ihrer alten Duenna durchaus keine Vorwürfe; sie berührte nicht mit einem einzigen Worte den eigentlichen Grund ihres Wunsches.

Sie sprach dagegen viel von der Annehmlichkeit der alten lieben Kaffehcirkel, in denen die selige Tante so schön an der Seite ihrer alten Freundinnen präsidirt hatte; und sie war überzeugt, sagte sie, wie tief und innerlich gerade Tante Helena dort vermißt würde. Und als ihre Zukunft jetzt gesichert werden konnte, wollte Lilia um Alles in der Welt nicht länger diejenige zurückzuhalten suchen, die es in einer eigenen kleinen Heimat so angenehm haben könnte.

In dieser Weise besiegt, mußte Tante Helena sich ergeben, aber in dem letzten Augenblicke gestand sie laut ein, daß sie dies doch niemals von derjenigen erwartet hätte, die bei ihrer seligen Freundin erzogen worden war.

Aber Gott behüte! sie könnte sehr gut diejenigen vermissen, die sie vermissen könnten — eine Klage, die jedoch gleich verstummte, als Lilia mit der größten Liebe sie umarmte, und sie versicherte, daß die Sehnsucht gegenseitig seyn würde, und daß sie ganz und gar nur zum Besten der Tante Helena so gehandelt hätte.

Von dieser beschwerlichen Aufsicht, von dieser lebendigen Erinnerung, daß sie stets auf ihrem Posten seyn müsse, befreit, fühlte Lilia eine große Erleichterung.

Gegen Andere äußerte sie sich jedoch:

»Ich habe lange schon mit Widerwillen gesehen, wie geplagt Philipp durch die Redseligkeit der guten Alten war, und so sehr ich sie auch lieb hatte, ich, die durch die Gewohnheit kaum ihre kleinen Fehler noch bemerkte,

habe ich mich doch von ihr getrennt, weil eine Frau natürlich vor allen Dingen das Wohlbefinden ihres Mannes vor Augen haben muß.«

Es war jetzt Winter . . . gegen Ende des zweiten Winters nach Lilia's Verheirathung.

Auf Ribyhus war ein großes Fest für die ganze Nachbarschaft gewesen. Lilia, in ihrer ausgesuchten Toilette, gleich bewundert ihres Geschmacks als ihrer Eleganz wegen, hatte mit allen getanzt... mit allen, außer ihrem Manne, dessen Engagement sie im Scherz abgeschlagen hatte.

Die letzten Wagen waren abgefahren, die Lichter in den Candelabern flackerten mit der letzten Lebenskraft, die Blumen lagen über den Fußboden ausgestreut, die Bedienung klapperte mit Glas und Silberzeug, und schob hin und her mit Tischen und Stühlen.

Die Verwüstung und die Unannehmlichkeiten hatten begonnen.

Aber in Lilia's Cabinet vor dem Schlafgemache herrschte die schönste und angenehmste Stille.

Die Lampe brannte klar und rein und warf ihr vestalisches Licht über das junge Weib, welches noch nicht das rosafarbene Kleid mit den weißen Blumen abgelegt hatte. Sie stand vor dem Spiegel und löste einen, gleichfalls von weißen Blumen gewundenen Kranz, der an der einen Seite ihrer reichen Locken befestiget war.

Diese Arbeit war noch nicht vollendet, als Philipp leise herein trat.

Lilia sah wohl ihren Mann durch den Spiegel, sie stellte sich aber, als sähe sie ihn nicht.

»Störe ich dich, wenn ich eine Weile hier bleibe?« fragte er.

Lilia machte eine Bewegung mit dem Kopfe . . .
»Nein, gewiß nicht — aber ich bin ziemlich schläfri gund wollte eben Marie klingeln.«

»Ich bitte, daß Du damit noch eine Weile wartest.« Philipps Ton klang zwischen Ernst und Schmerz.

Ohne zu antworten warf Lilia sich in einen Lehnstuhl und fing an zu gähnen.

»Wir sind jetzt unter vier Augen.«

»Das sehe ich wohl!«

»Und deshalb ist es auch zu Ende mit meinem beneideten Glücke! ... ja ich bin in der That beneidenswerth, glücklich.«

»Es freut mich, daß Du das findest.«

»Ja, du hast Recht, meiner zu spotten, mich zu verachten, ich verachte mich selbst meiner Schwäche wegen.«

»Welcher Schwäche denn?«

» . . . der, daß ich mich deiner teuflischen Macht unterwerfe.«

»So brich sie dann!«

Philipp sah sie nur an.

»Du bist ein Mann, Du; ich bin nur ein armes schwaches Weib . . . aber . . .«

»Aber?«

» . . . ich vertheidige meine Rechte — vertheidige Du die deinigen!«

»O Du verkleideter Dämon in Engelsgestalt!«

Philipp preßte in ohnmächtiger Raserei die Hände gegen seinen schwindelnden Kopf.

»Gewiß, mein Freund, Du phantasirst, Du machst gewiß den Plan zu einer Tragödie . . . nicht wahr?«

»Höre mich, Lilia,« sagte er mit einer gewaltsamen Anstrengung, seine Ruhe wieder zu gewinnen. »Wiederhole einmal, was Du mir an dem Abend unserer Vermälung sagtest.«

Ich werde es thun, wiewohl ich es bereits so oft gethan habe, daß es mir scheint, Du müßtest es auswendig wissen.«

»Ich will es jedoch wieder hören.«

»Nun denn: Als wir allein waren, und Du Dich zu meinen Füßen warfst, sagte ich Folgendes: »Mein Freund, als wir einander drei Tage gekannt hatten, ward ich deine Braut: jetzt nach drei Wochen, bin ich durch meinen freien Willen — aber, merke es wohl, nicht durch Liebe — dein Weib geworden: das heißt mit andern Worten, ich bin deine Sclavin. Aber es wird vielleicht auf Dich selbst ankommen, ein schöneres Verhältniß zu schaffen. Wähle, ob Du in mir deine gehorsame Sclavin, oder mit der Zeit deine Geliebte sehen willst!«

»Und wie lautete meine Antwort? — Damit ich Dich überzeugte, daß ich keine Forderung stellen wollte . . . ich war es, der dein Sclave wurde.«

»Verlorest Du durch diesen Edelmuth?« fragte die junge Frau, und ihr Blick und Lächeln hätte einen Heiligen verführen können . . .

Philipp betrachtete sie mit Beben . . .

»O, welches Weib Du bist — wie Du mich marterst! Was ich gewonnen, ließest Du mir nur deswegen, um es mir später tausendmal durch den Mangel deiner Liebe wieder zu entziehen! Wage ich wohl, auch die unschuldigste Liebkosung, die Du mir gestattest?«

»Nun warum wagst Du denn nicht zu erobern, wenn dies Dir besser gefällt, als zu erhalten?«

»Warum — so fragst Du, die Du mir so oft gesagt hast, daß nur meine Unterwürfigkeit, meine Geduld deine Gegenliebe gewinnen könne! Mit der grausamsten, erfinderischsten Coketterie theilst Du mir deine Gnade minutenweise zu und läßt sie tropfenweise, eine siedende Lava, auf mein Herz fallen! Du genießest von meinem Schmerz, es freut Dich, der ganzen Welt glauben zu

machen, daß Du ein Wunder einer liebevollen Gattin bist. Mitunter glaube ich selbst an mein Glück: dein Lächeln, deine Blicke, deine fesselnden Worte machen mich irre; wenn ich aber unter dem Einflusse einer solchen Illusion mich Dir nähere und den unbedeutendsten Beweis fordere, daß ich nicht träume, dann hält mich deine eisige Kälte zurück . . . Du unterhältst meine Leidenschaft, erhitzest meine Phantasie und lachst über meine Leiden!«

»Mein Gott, mein Gott, welche wahnsinnige Beschuldigungen!«

Lilia warf einen neuen Blick voll verwundernden Beklagens auf ihren Gatten.

»Wie wirst Du wohl die Wahrheit dieser Beschuldigungen läugnen können?«

»Kann ich aber dafür, daß ich Dich noch nicht liebe? Ich thue mein Bestes und mitunter — das weißt Du selbst — sieht es wirklich aus, als solltest Du einen tiefen Einfluß auf mein Herz ausüben.«

»O, Du sagst nur so!«

»Ich mache kein Hehl daraus — aber dann kommt wieder eine Scene, wie diese, die auch einen Engel ermüden könnte, und stört uns Alles.«

»Lilia, Lilia!«

»Es ist in der That, wie ich Dir sage, mein guter Philipp, Du hast gar zu wenig Geduld.«

»Ich?«

»Ja Du . . . ich bin noch so gut, wie ein Kind: meine Gefühle schlummern noch — warte und hoffe!«

»Aber Du nimmst mir ja zuletzt das Leben.«

»Ach, mein Freund, wie kannst Du Dich so unsinnig ausdrücken! Was würdest Du denn sagen, wenn ich einen Andern Dir vorzöge?«

»Hast Du das nicht den ganzen Abend gethan? . . . Alle, ja Alle und Jeden hast Du mir vorgezogen. Für mich, deinen Gatten, hast Du ein Lächeln, eben so falsch

wie deine Versprechen gehabt, aber fremde Männer haben Dich während der wildesten Walzer umarmen können.«

»Wie bist Du närrisch, mein armer Philipp! was bedeutet wohl die mechanische Berührung in einem solchen Wirbel, an dem blos mein Körper Theil nimmt . . . sahst Du nicht, daß meine Seele den Blicken folgte, welche Dich suchten?«

»Wenn dein Herz bei mir gewesen, warum hast Du mir denn die Tänze abgeschlagen, um die ich gebettelt?«

»Weil ich in gewissen Fällen schüchtern wie ein kleines Mädchen bin . . . Wenn wir getanzt hätten, Du und ich . . .«

»Ja wohl, was dann?« antwortete er heftig.

» . . . wenn Du, Philipp, so vor allen Menschen dort deinen Arm um mich geschlungen, wenn Du mich fast an deinem Busen getragen hättest —«

»Schweig, schweig!«

»Ja, siehst Du wohl, das wäre nicht gegangen. Ich zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß man sagen sollte: Nein, sieh einmal, welch ein begeisterter Ehemann! er scheint ja vom Glücke ganz berauscht zu seyn! Und doch tanzt er nur mit seiner Frau . . . mit seinem Weibe, das er umarmt, wenn er will! Das ist wahrhaftig eine unvergängliche Liebe nach anderthalb Jahren.«

Philipp war aufgesprungen. Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen stand er vor dem jungen Weibe, das ihn so unbarmherzig verhöhnte.

»Ich kam hieher um Dir Etwas zu sagen.«

»Ich glaube es Dir, mein Freund! ich war davon überzeugt« — sie nahm jetzt den ungezwungensten Alltagston an — »ich war überzeugt, daß Du einen ganz andern Zweck hattest als mich zu bitten, Dir meine Worte an dem Abend unserer Vermälung zu wiederholen.«

»Nein, gerade an diese Worte wollte ich Dich erinnern, denn ich hatte das Bedürfniß zu fragen, ob mir

noch keine Hoffnung blüht. Ich hatte das Bedürfniß zu wissen, verstehst Du mich? ob diese Verdammung nicht bald zu Ende sey . . . Aber wenn Du meiner Antwort ausweichst . . .«

»Was dann?«

»Ja, dann reise ich fort, Gott weiß auf wie lange; ich muß aus diesem Fegefeuer.«

»Du reisest — in der That?«

»Gewiß, Geschäfte werden mein Vorwand seyn.«

Jetzt war die Reihe an Lilia, aufzuspringen. Sie ging einige Mal auf und ab in der Stube.

»Philipp,« sagte sie, indem sie sich wieder setzte, »Du fragst mich so ernst, daß ich aufrichtig seyn will.«

»O, daß Du ein einziges Mal es seyn könntest!«

»Du wirst es hören. — Begreifst Du die Symptome, welche der Liebe vorangehen?«

»Ach, sprich, sprich!«

»Aber ich bin so ängstlich, klar zu sehen, denn mir ahnt, daß, wenn ich erst liebe, wird es . . . . . . . ohne Maß und Grenze seyn . . .«

Philipp rückte seinen Stuhl näher; seine Blicke drangen fast durch ihre gesenkten Augenlider.

»Hast Du je eine solche Angst gekannt, Philipp?«

»Nein . . . denn, als ich begann, Dich zu lieben — Du weißt, daß ich mich nicht mehr erinnere, ob mein Herz vorher jemals gepocht hat — war es mir eine Glückseligkeit, mich Dir ganz hinzugeben. Ich konnte weder, noch wollte ich dem herrlichsten aller Gefühle widerstreben.«

»Aber ist es wahr« — sie legte gedankenlos ihre Hand in die seinige — »aber ist es wahr, daß dies Gefühl so herrlich ist?«

»O, ob es wahr ist!«

»Ich glaubte, es sey zu barbarisch, um herrlich zu seyn.«

»Aber wir lieben diese Tyrannei.«

»Es schien mir aber doch so eben, und oftmals früher, als wenn Du sie nicht liebtest.«

»Weil die, welche wir lieben, gewiß auf eine grausame Weise ihre Macht mißbrauchen kann.«

»Das eben ist es, was ich fürchte . . . ich, zum Beispiel . . .«

»Ja, Du, Du, der eine gar zu unermeßliche Liebe zu Theil ward, Du bist nicht barmherzig mit deinem Opfer.«

»Ach, man ist nicht Herr über seine Gefühle; nur einst, es ahnt mir, wird die Reihe an mich kommen, über deine Unbarmherzigkeit zu klagen. Mein Gott, Philipp, welche Rache wirst Du genießen! Du wirst mich armes schwaches Wesen vernichten.«

»Ich . . . wie schlecht beurtheilst Du die reine und erhabene Liebe; und wie wenig bist Du im Stande, das unbezwingliche Gefühl zu fassen, welches Du in mir geweckt hast. Wenn Du mich lieben wirst, Lilia — bei dem bloßen Gedanken an die Verwirklichung durchströmt eine namenlose Seligkeit mein Herz — dann erst wirst Du sehen, wie groß, wie tief der Abgrund war, in den Du mich vorher gestürzt hattest.«

»Um das Herz zu erwarten, welches nachkommen wird.«

»Ha? wird es kommen? . . . Scherze jetzt nicht«

»Es wird kommen! höre . . . wenn Du andern Weibern die kleinste Aufmerksamkeit erzeugst, dann leide ich.«

»Du leidest?«

Philipps Hand zitterte fieberheiß in Lilia's.

»Ja, ich kenne Qualen, unbestimmte zwar, aber gewaltige.«

»Mein Gott, wenn Du die Wahrheit sprächest!«

»Ich rede die Wahrheit . . . ich höre mit heimlicher Freude deine Seufzer, ich genieße von deinen Qualen. Es ist um mich, sage ich mir, um mich allein, daß

er leidet . . . ein Blick von mir, macht ihn tausendmal glücklich oder tausendmal unglücklich!«

Philipp seufzte, und sprach nur unverständliche Worte.

»Und, sage ich mir weiter, warum sollte ich ihm diese freundlichen Blicke und andere kleine freundliche Zeichen entziehen, bis ich ihm etwas mehr zu geben vermag . . . und wenn ich an die Zeit denke . . . Du verstehst.«

»Ja, ja, ich verstehe.«

». . . wo unsere Herzen nur wie eins seyn werden . . . dann fühle ich keinen Schmerz, keinen Abscheu, nur was ich Dir so eben anvertraute, eine zitternde Furcht, daß Du mir das Böse wieder vergelten wirst, was ich Dir unfreiwillig gethan.«

»Unfreiwillig?«

»Ja gewiß, denn nicht mein Fehler ist es, wenn ich so oder so bin. Mitunter reizte mich deine Schwäche zum Unwillen, mitunter scheint es mir, als kämest Du ungelegen, das heißt, wenn meine milden Gefühle im Sinken sind. Und dann mein Freund . . . aber ich brauche Dir nichts zu sagen« — hier athmete ihr ganzes Gesicht, ihre Stellung und ihr Ton den Ausdruck der höchsten Schalkhaftigkeit — »daß es stets dunkel beim Untergange der Sonne ist . . .«

». . . Wie es war, als ich vorher hier eintrat?«

»Ganz so, denn ich wußte, Du kämest, um mich zur Rede zu stellen . . . Aber jetzt bist Du zufrieden, mein Philipp, vollständig beruhigt, und wir gehen wie die besten Freunde zur Ruhe.«

»Jeder für sich?«

»Nun ja, das ist ja zu deinem eigenen Vortheil abgemacht: der Kleine würde nur deinen Schlaf stören. Ich habe mich an diese liebe Unannehmlichkeit gewöhnt, und will außerdem nicht, daß man sage, ich erfülle nicht meine Pflicht als Mutter.«

»Beruhige Dich, die Welt wird nie eine Anklage gegen Dich erheben; sie wird immer überzeugt bleiben, daß Du allen deinen Pflichten nachgekommen bist.«

»Du sagst dieses mit einem sehr veränderten Ton, Philipp, nur bist Du selbst kalt und bitter.«

»Nein, aber ich habe meine Antwort erhalten — leb' wohl! — leb' wohl, Lilia!«

Lilia sah ihren Mann mit einem Blicke voll heimlicher Unruhe an.

Er bemerkte diesen Blick.

»O, wenn ich Dich nur verstehen könnte! Aber ich kenne Dich eben so wenig heute, als ich Dich kannte, da wir uns vermählten.«

Armer Philipp! nach einer vierjährigen Ehe, an dem Zeitpunkte, wo sein Weib ihn verließ, kannte er sie eben so wenig!

Dieses in sich gekehrte, selbstische Weib, so veränderlich wie die Farben des Regenbogens, so sanft wie Seide, so hart wie Diamant, diese kleine Miniaturtigerin in Gestalt einer Sirene, — wie verstand sie nicht über den zu herrschen und zu siegen, der sich so unbefangen ihrer Gewalt ergeben hatte.

## XI.

## Philipp faßt einen Entschluß.

Scenen, wie die eben beschriebenen, waren bereits früher und oft vorgefallen.

Und nach jeder solchen Scene schwur Philipp hoch und theuer, daß er sich selbst verachten würde, wenn er in seiner ungeheuern Schwäche für ein Weib beharrte, das nur mit ihm spielte.

Aber am nächsten Tage wunderte er sich selbst über seine rebellischen Gedanken — in so fern er sich dieser noch erinnerte.

Wie wäre es wohl möglich, ein so grenzenloses Glück wie Lilia's Liebe zu erhalten, ohne auch dafür zu leiden! Ein Weib wie sie opferte nicht ihr Herz einem Manne, welcher zu verstehen gab, daß er irgend eine Art von Recht über sie besäße — ach nein, nein, der Egoismus wird niemals ein Dolmetscher des Herzens werden.

Und hiermit war Philipp wieder ein glücklicher Mann, in der Hoffnung, sogar der glücklichste zu werden.

In dem gegenwärtigen Falle sagte er sich eben, als er in sein eigenes Cabinet zurückkehrte:

»Ich würde mich selbst verachten,« u. s. w. und des größern Nachdruckes wegen fügte er hinzu: »und hol' mich der Teufel, wenn ich noch länger mit mir spielen lasse. — Morgen verlasse ich sie!«

Und zu noch größerer Bekräftigung hieß es gleich darauf:

»Ja, es steht fest, ich verlasse sie bestimmt auf drei Monate, wenigstens auf zwei, am allerwenigsten auf einen — ! Man kann in ein Weib vernarrt seyn — diese kleinen Heiligenfurien haben ein Patent darauf, unsere Köpfe zu verdrehen — man muß aber Selbstbeherrschung und Muth genug haben, sie zu verlassen, wenn sie uns zu sehr tyrannisiren.«

Wenn Lilia den Monolog ihres Mannes gehört hätte, sie würde verächtlich mit den Achseln gezuckt haben.

Sie war gewiß, daß Philipp diesen Muth nicht besaß. —

Man denke sich daher ihre Ueberraschung, als Philipp am folgenden Morgen beim Frühstücke in Gegenwart Dick's und des Buchhalters erklärte, daß er in zwei Tagen nach Stockholm auf sechs oder sieben Wochen, ja vielleicht auf länger verreisen würde.

»So schnell! ich muß dann deine Sachen in Ordnung bringen,« sagte Lilia mit einer Miene der größten Ergebung.

»Ich werde Dir helfen, meine kleine Schwester,« fiel Dick freudig ein, »und mit Hilfe der großen Gunnel und deiner drei Hausmamsells werden wir wohl bis nächsten Sonnabend ein paar Koffer vollpacken können.«

»Willst Du nicht mitreisen, Dick?« sagte Philipp.

»Nein, ich denke, ich bleibe hier und hüte das Haus und Rosabella. Die arme Rosabella hat die Gicht in ihrer einen Vorderpfote. — Ich hoffe aber doch, daß sie gesund werde, bis wir unsere lange Reise um die Erde anfangen.«

»Du beginnst wohl bald, dein Schiff zu bauen?« sagte Lilia lächelnd, damit Niemand glaube, daß Lilia ihrem Manne das Vergnügen machte, ihm irgend eine kleine Verstimmung zu zeigen, noch weniger eine Traurigkeit über seinen schnellen Entschluß.

»O nein, ich kaufe ein fertiges Schiff, oder gehe vielleicht recht und schlecht als Passagier mit. Noch hat das aber keine Eile, ich will noch größer und stärker werden für den Fall eines Kampfes mit den Wilden!«

Als man den Frühstückstisch verlassen, ging die junge Frau zu ihren hausmütterlichen Geschäften.

Wenn es sie in der That ihr ganzes Glück gekostet hätte, sie hätte keine einzige Bitte verschwendet, um ihren Mann zurückzuhalten, oder ihm vorzuschlagen, sie mitzunehmen.

Sie baute noch fest darauf, er würde zu ihr kommen, um zu büßen und zu bitten — diese Buße und diese Bitten waren ihr gewiß nicht gleichgiltig. Indessen mußte sie thun, als glaubte sie an seinen Entschluß, und hiernach ihre Anordnungen treffen.

Hiermit ging es folgender Maßen zu:

Frau Lilia lag, wie gewöhnlich, auf einem Ruhebette — sie liebte sehr diese Art Meubel — und während sie mit der einen Hand eine kleine silberne Glock hielt, stützte sie mit der andern ihren kleinen Kopf, der sich immer so hübsch in einer ruhenden Stellung ausnahm.

Nach wiederholtem Klingeln stellten sich vier dienstbare Geister in Gestalt dreier Jungfrauen mit der Favoritin des seligen Directors, der großen Gunnel, an der Spitze ein.

»Christine, ist die Wäsche meines Mannes in Ordnung? wo nicht, so mache, daß sie bis Freitag Nachmittag fertig wird — Du, Sophie, kannst Christinen behilflich seyn — Marie und Johnsson werden nachsehen, ob alle Kleidungsstücke in gehöriger Ordnung sind — und Dir Gunnel vertraue ich an, darauf Acht zu geben, daß man keinen meiner Befehle unbeachtet läßt.«

Nachdem Lilia in dieser lobenswerthen Weise und mit der ernsthaftesten Würde den Pflichten einer bürgerlichen Hausfrau genügt, weckte sie den Kleinen, der neben ihrem Ruhebette in der Wiege schlief, und kaum hatte sie die »Madonna« in Ordnung gebracht, — sie war so geschickt in der Kunst, Tableaux anzuordnen — als Philipp, den sie jeden Augenblick erwartete, auch ganz richtig eintrat.

»Mein lieber Freund,« sagte die junge Gattin mit weicher Stimme und einem Lächeln, warm wie die Sonne, »ich habe bereits Alles für deine Reise angeordnet, und habe nur noch übrig, auf Mittel zu meinem eigenen Troste während deiner Abwesenheit zu sinnen.«

»Geliebte Lilia — ach, welche Heiligenglorie verleiht Dir diese Stellung — ach wenn Du so schüchtern und so mild wärest, wie Du jetzt erscheinst, — aber Du hast es ja selbst so gewollt.«

»Ach, was spreche ich von Trost,« fuhr sie fort, ohne die Andeutungen ihres Mannes bemerken zu wollen, »habe ich nicht das liebe, theure Kind,« — sie drückte den Kleinen an sich — »er soll mein Ersatz seyn.«

»Ersatz — Du — Du? Du solltest wirklich eines Ersatzes bedürfen, wenn ich reise?«

»Mein Gott! ist denn das so sonderbar — eine arme, verlassene Frau —«

»O, ich verstehe Dich,« — Philipp begann die Versucherin zu erkennen, — »Du willst mich schwach sehen, um nachher über meine Schwäche zu scherzen! — Aber diesmal, Lilia, — diesmal wirst Du es nicht erreichen.«

Und Lilia's Versuchungen blieben auch diesmal unwirksam, denn hatte sie auch manchmal ein wenig Terrain gewonnen, — husch! war Dick da als ihr Gegner, und drängte sie wieder zurück.

»Was nun,« sagte Dick des Abends, als Philipp gleichsam etwas verstimmt schien, »mir scheint, Du bist nicht recht entschlossen? es würde recht unangenehm seyn, wenn die Buchhalter Grund zum Lachen über —«

Dick kam nicht weiter, denn Philipp nahm seine Präceptormiene an, und sagte muthig:

»Mein Sohn Dick, Du fängst an, naseweis zu werden — sollte irgend Jemand es wagen, über deinen Schwager zu lachen?«

»Gewiß nicht mit meinem Willen.«

Nach dieser Bête schwieg auch Lilia.

Aber Philipp war so weich, so verliebt, so erschüttert, als er abreiste, daß die kleine Tyrannin triumphirend dachte: »Er hält es keine Woche aus.«

Etwas Aehnliches sagte sie zu Dick, als sie später allein waren.

Aber wie unbarmherzig ließ Dick sie nicht diese Sicherheit entgelten, als Philipp ungeachtet der liebevoll-

sten und poetischsten Briefe an seine Gattin nicht allein eine und zwei, sondern ganze sieben Wochen verstreichen ließ, ohne zurückzukehren.

»Da siehst Du nun, Frau Lilia,« sagte Dick jede Woche, die er an der Toilette der Schwester durch einen Strich in dem Mahagonyholz bezeichnete, »da siehst Du nun, welche Früchte dein Uebermuth trägt! Er lebt Gottlob ohne deine Engelsnähe! Und glaube mir, er sitzt nicht in Stockholm und klagt, so wie er es in den »holden« Briefen thut, denn sonst würde er, meiner Seele, schon nach Hause kommen. Und hat er erst recht Geschmack daran gefunden, fort zu seyn, so —«

Lilia lachte laut auf über Dicks Triumph. Aber es war leicht zu bemerken, daß sie sich heimlich ärgerte und — sich sehnte.

Liebte sie wohl ihren Mann, oder fühlte sie wenigstens die Neigung herandämmern, die es ihr Freude gemacht hatte, ihm vorzuspiegeln?

---

Indessen war es wirklich so, wie Dick sagte, Philipp saß keineswegs in Stockholm und klagte.

Im Gegentheil, er lebte munter und froh in Gesellschaft einiger alten Universitätsfreunde, die er dort angetroffen.

Nebenher gab er zu seinem eigenen Vergnügen ein Heft launiger Schriften heraus, das Beste, was sich in seiner Mappe vorfand, und ehe dies gedruckt wurde und er Correcturen von »diesen kleinen Meisterstücken« gelesen, die seine Freunde in den überschwenglichsten Ausdrücken zum Himmel erhoben, verstrich die Zeit, und er glaubte selbst nicht, daß es wahr sey, daß er fast zwei Monate von Lilia getrennt hätte leben können, als er eines schönen Morgens diese Wochen eines frohen und poetischen Junggesellenlebens überblickte.

Aber jetzt, von einer heftigen Sehnsucht und einer wirklichen Angst ergriffen, daß er das vornehmste Ziel seines Lebens, das Spiel um das Herz seines Weibes versäumt habe, ließ er sofort seinen Wagen anspannen, und fuhr von seinen Freunden, von den frohen Mittagen, den trauten Abenden und der letzten Correctur durch Nebel und Nacht nach Ribyhus.

Er sah Lilia wieder, er fand sie sanft und gut und unaussprechlich hingebend; sie steigerte seine Leidenschaft bis zum Extrem, und während eines ganzen Monats lebte er jetzt wie im Himmel.

Aber dann wurde er wieder plötzlich aus diesem Himmel gejagt, indem Lilia ihm mit Angst und Beben eröffnete: »sie fürchte, sich hinsichtlich ihrer wirklichen Gefühle getäuscht zu haben.«

## XII.

## Doctor Warner.

Wir gehen jetzt zum Anfange der Periode über, welche dem Buche vorausging und es verursachte.

Unser junges Paar war bereits etwas über drei und ein halbes Jahr verheirathet.

Lilia, die zum zweiten Male Mutter geworden, besaß jetzt auch eine kleine Tochter, und wer die junge, kindlich-holde, englische Mutter sah, wenn sie mit den zwei Cherubinen dasaß, mußte glauben, daß das Los irdischer Glückseligkeit, welches Philipp zu Theil geworden war, über alle Beschreibung sey.

Aber wie stand es denn eigentlich mit dieser Glückseligkeit?

War sie eine andere, als da wir vor zwei Jahren die jungen Eheleute verließen? Nein — Philipp hatte jetzt mehr als jemals Grund, sich zu beklagen; aber er klagte noch weniger, als früher, denn er litt schmerzlicher, er litt grausam durch dieses Weib, welches immer dasselbe System befolgte, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihm jetzt öfter eine abschreckende Kälte zeigte.

Wenn sie mitunter mit einer teuflisch flammenden Phantasie das überirdische Leben gezeichnet, das ohne Zweifel seiner einmal warte, stieg sie schnell wieder von dieser Höhe herunter, und wenn dann der immer bethörte, von heimlicher Hoffnung strahlende Philipp seine Blicke auf sie richtete, drückten die ihrigen eine so düstere Trostlosigkeit aus, daß er mit Angst und Beben ihre Hand faßte, und so lange krampfhaft drückte, bis die magnetisirende Wirkung ihrer Blicke seine Seele gelähmt hatte.

Er weinte zu ihren Füßen, er küßte sie, er blickte empor zu ihr mit einem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes und des demüthigsten Bittens! Er war zu beklagen; aber er war so wahnsinnig, wie ein Mann, gefesselt und gemartert durch eine auf einen einzigen Punkt gerichtete wilde Leidenschaft es jemals seyn kann. Und sie lächelte und bat ihn, zu warten, sie sey noch immer das Kind, das ihr eigenes Herz nicht kenne, und sie könnte nicht dafür, daß sie so sey.

»Verzeih' mir Philipp, und begehe weiter keine Thorheit einer solchen Thörin wegen,« sagte sie ein Mal. Ein anderes Mal hieß es: »Ach mein Freund, deine Geduld geht weit über die eines Erzengels, Du reizest mich durch deine Duldsamkeit — zeige doch, daß Du ein Mann bist; Du wirst doch einsehen, daß eine neue Auflage des Werther in unserer Zeit kein Glück machen wird.«

Und Philipp biß seine Lippen hart zusammen und stürzte hinaus.

Unter Fremden wieder, war er ganz ein anderer Mensch; nur seine Frau hatte Grund, ihn einen Werther zu nennen.

Aber Dick, dem Philipp in Allem ein Vater war, der liebe, freundliche Dick, der sein bester Trost in mancher trüben Stunde gewesen, er war jetzt fort; er befand sich auf seiner ersten Reise ... nicht die Reise um die Erde — die hatte er auf unbestimmte Zeit aufgeschoben — aber doch auf einer ziemlich weiten.

Dick war nemlich mit einem bekannten Schiffscapitain über den Ocean zur neuen Welt gesegelt; und wie sehr auch Philipp an Dicks Freude Theil nahm, fühlte er doch jetzt bitter, daß Keiner mehr zwischen ihm und seinem Schicksale — seiner Frau — stand.

Hierzu kam noch, daß Philipp bereits vor anderthalb Jahren seine geliebte Mutter verloren hatte, und somit keinen Menschen besaß, dem er all' seinen Ueberfluß von reiner Wärme und Freundschaft, die in ihm loderte, darbringen konnte, und er hatte es so nöthig, seine Gedanken mit einem vertrauten Wesen auszutauschen.

Das Kind liebte er bis zur Abgötterei und trug oft den kleinen Alban mit sich auf seinen einsamen Promenaden; aber diese Liebe war mit der leidenvollen zur Mutter verknüpft, und gewährte ihm somit mehr Schmerz als Glück, vor Allem aber keinen Frieden.

Wie der Director gesagt hatte: Philipp war im Besitz eines starken Ehrgefühls, und er wollte zeigen, daß sein Schwiegervater sich nicht mit ihm verrechnet habe.

Er stand mit Umsicht den Geschäften vor, so sehr dieses ihm auch ein Opfer war, denn seine Neigung zog ihn nicht dahin. Auch war er nicht verschwenderisch mit den großen Mitteln, über die er verfügte.

Aber welche Freude hatte er dafür, daß er seine besten Kräfte auf Unternehmungen und Anstrengungen verwandte, die seinem Wesen so fremd waren! Sah wohl Lilia den Werth seiner Aufopferung ein? Nein, er war ja ein reicher

Mann, — durch sie — was konnte er wohl mehr wünschen — o weh!

Was kümmerte er sich um Reichthum, um Geschäfte, um Geld, um Speculationen: er hätte viel gegeben, um dies Alles los zu werden, um in Ruhe und Frieden mit seinen Gefühlen auf einer Dachstube wohnen zu können.

Ach, wie schmachtete er nicht, der arme Philipp, nach der Zeit wo Dick mündig wurde, und die Fabrik übernehmen sollte, denn solches war bereits seit lange abgemacht. Als eine fernere Vergrößerung seiner Qual bemerkte er auch jetzt, daß die holden Musen ihn allmälig verließen.

»Die Treulosen,« seufzte er, »aber sie sind ja Weiber, sie vermögen nicht länger den Kampf zwischen diesem ewigen verdammten Materialismus auf der einen Seite und diesem zerreißenden Seelenkampfe auf der anderen zu bestehen. — So lebt denn ihr auch wohl! — ich werde nicht mehr bethört werden, ich werde keine einzige schimmernde Blase mehr auf dem Strom der Zeit erblicken! —«

Und er verbarg sein Gesicht in seine Hände, er ließ seine Seele gleichsam in der Wollust des Schmerzes baden.

---

Philipp wäre vielleicht das Opfer einer unheilbaren Seelenkrankheit geworden, wenn die Vorsehung ihm nicht einen Freund gesandt hätte, ein Wesen, an welches er sich wieder fesseln konnte.

Der alte Provinzialarzt starb. Der neu ernannte war ein junger Mann, in welchem Philipp mit Entzücken einen alten, lieben Schulcameraden wieder erkannte.

Universitätsfreunde waren sie nicht gewesen, denn während Philipp in Upsala studierte, machte Arnold Warvner — unser junger Doctor, und eine der Haupt-

personen dieser Geschichte — seine Examen in Lund, und hatte bis jetzt von Philipp nichts gehört; jetzt fand er ihn wieder, und zu keiner geringen Freude, als einen gewichtigen Eigenthümer in der Provinz, wo er jetzt selbst seine erste öffentliche Function antreten sollte.

Der junge Arzt war bei weitem nicht in dieselbe Form gegossen, wie unser armer, glühender Poet.

Arnold Warvner hatte bereits seit seiner frühesten Jugend sich für seine Bahn bestimmt und hatte fortwährend nach demselben Ziele hingearbeitet.

Ohne Eltern und ohne Mittel hatte er noch dazu von seinem achtzehnten Jahre an die Last gefühlt, seinen Verwandten beschwerlich zu seyn.

Er hatte viel dulden müssen und viel gelernt. Er besaß einen duldsamen und festen Charakter, einen klaren Verstand, aber ein etwas zurückgezogenes und kaltes Wesen, alles aber nicht die Folge eines kalten Herzens, sondern die seiner früheren Gewohnheit, sich abzusondern. Was seine Gefühle endlich betraf, den Strom, welcher bei Philipp oft die Ufer überstieg, so hielten diese sich bei Arnold stets innerhalb der Grenzen eines ruhigen Wesens.

Jetzt, wo er eine selbstständige Stellung sich erworben hatte, Etwas, wonach er so lange gestrebt, wurde sein Wesen nicht sonderlich verändert. Es war gleichsam ein für alle Mal, bereits von seiner frühesten Jugend an in der Form stehen geblieben, die es einmal angenommen hatte.

Die ganze Gegend suchte den neuen Doctor.

Man hatte davon gehört, daß er jung, hübsch und gebildet sey. Und von einem jungen hübschen unverheiratheten Arzte — unverheirathet sagt unter gewissen Verhältnissen viel mehr, als Bildung — sind gewöhnlich die interessantesten Anekdoten im Umlauf.

So zum Beispiel hatte er an einem Orte eine Wundercur gemacht, und zwar eine solche, das wußte man mit Bestimmtheit, von deren Möglichkeit der Arzt in der

Stadt nie geträumt hätte. — An einem andern Orte hatte er mit der freundlichsten Bestimmtheit jedes Honorar zurückgewiesen, weil die, welche ihn gerufen, so gut wie ganz ohne Mittel waren. An einem dritten wiederum, bei einer reichen Herrschaft, hatte er das Honorar so unbedeutend gefunden, daß er es ganz und gar dem Kutscher als Trinkgeld gegeben hatte. — Kurz man wußte so viel zu erzählen, daß Jeder selbst den neuen Doctor rufen lassen mußte, um noch mehr zu erfahren, denn das war außer allem Zweifel, daß er gleich ausgezeichnet als Gesellschafter, wie als Arzt war.

Aber hiedurch machte man gewisse Entdeckungen, die, wenn der Doctor ein fünfzigjähriger verheiratheter Mann gewesen wäre, ohne alle Gnade seine Actien hätten fallen machen.

In Damengesellschaft, insofern dies nicht am Krankenbette war — und in Parenthese muß es gesagt werden, daß die Damen ihn am liebsten dort sahen — war er etwas zurückhaltend, um nicht wortkarg zu sagen. Und wurde er nicht eingeladen, kam er gewiß niemals anders als auf Krankenbesuche. Hieraus schloß man, daß er ebenso hochmüthig als steif sey, er würde doch sonst nicht seine Studien und seine Heimat dem Visitenmachen vorgezogen haben!

Und kam er wirklich ein Mal zum Besuch, das heißt zufälliger Weise, im Vorbeifahren, setzte er sich ganz gemüthlich zum Karten- oder Schachspiel mit den Herren, während sein Platz bei den Damen leer blieb.

Nun traf es sich mitunter, daß diese Damen es sich ganz fein merken ließen, daß sie liebenswürdigere Männer gesehen hatten; aber gegen solche Anspielungen war der Doctor völlig gefühllos und so wurde er wieder in Gnade aufgenommen, weil seine scharf markirten Gesichtszüge etwas italienisches, seine Augen, wenn auch etwas nordisch-schläfriges, auch zugleich etwas schwärmerisches hatten,

und sein Haar so glänzend schwarz war, daß es fast unmöglich schien, es nicht zu bewundern, selbst wenn sich nicht damit ein großer hübscher Bart verknüpft hätte — ein Schmuck, welcher damals noch Anspruch auf Originalität machte.

Die einzige Dame, welche es vermochte, den ernsten jungen Doctor etwas zu beleben, war die kleine Frau auf Ribyhus.

Nicht deshalb, weil sie schön war — der Doctor war nicht sehr zugänglich für die Macht der Schönheit — auch nicht, weil sie ein so einnehmendes Wesen besaß — auch dafür fühlte er keine Sympathien — sondern nur, weil sie die Frau seines Jugendfreundes war, und vielleicht weil sie es verstand, mit ihrem Kinde und ihrem Gatten spielend, um sich herum ein solches Sinnbild des Paradieses hervor zu zaubern, daß der Doctor ganz gutmüthig glaubte, das Paradies sey wirklich da.

Und gewiß, wenn sie wie ein Lichtgeist umherschwebte, ganz Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen die Gäste ihres Mannes und vor allen Dingen gegen ihren Mann selbst, konnte man leicht eine solche Vorstellung bekommen. Und der Doctor war um so mehr dazu berechtigt, weil sie ihn oft vertrauter Weise fragte, ob er auch glaube, daß ein so schönes und unermeßliches Glück bestehen könne.

Aber gegen seinen Willen zweifelte der Doctor an diesem Letzteren.

Er hatte bemerkt, daß Philipp, der ihm warm und offen entgegen gekommen war, in seinem Herzen einen Mißmuth, einen Keim zur Bitterkeit verbarg, der, wenn er auch oft vor den Eindrücken des Augenblickes wich — Philipp war stets ein Kind des Augenblicks — dennoch fest gewurzelt war und seine Seele, von der Natur doch so licht und froh geschaffen, verdunkelte.

Die Rinde der Zurückhaltung, die Arnolds kernvolles Herz umgab, hatte Philipp bald gebrochen; und

weil der junge Doctor jetzt Philipp so viel Zeit widmete, als er vermochte, so glaubte er auch bald den wahren Grund seiner Melancholie entdeckt zu haben.

Der Doctor war selbst nicht Poet, aber er liebte und verstand die Poesie und begriff, wie tief Philipp mit seinem übersprudelnden Gefühl durch das Mißgeschick leiden mußte, welches seine Dichterwirksamkeit verfolgte, nicht dadurch, daß man ihn kritisirte, sondern dadurch, daß er vergessen wurde. Seinen letzten zwei Heften erging es, wie dem ersten; sie fuhren fort, den Schlaf des Todes in den staubigen Fächern der Buchläden zu schlafen.

Eine einzige Ausnahme, eine große und leuchtende, war zwar die, daß die schwedische Akademie sein großes Gedicht mit ihrem zweiten Preise belohnt hatte — aber welche Schlußfolge ließ sich hieraus ziehen?

Drei wären möglich:

Entweder war es das Publicum, welches einen schlechten Geschmack zeigte, oder es war die schwedische Akademie, oder auch — aber dies konnte man bei Philipp selbst doch nicht voraussetzen — die rechte poetische Begeisterung hatte ihn nur ein einziges Mal durchströmt.

Wie dem auch sey, daß Resultat blieb, daß der Pseudonym, unter welchem Philipp debutirt, kaum von mehr als einigen wenigen seiner Freunde gekannt wurde.

So viel war gewiß, der Doctor wurde bald in die Zahl dieser Wenigen hinein gezogen und dadurch fing sein Amt als Seelenarzt an.

Mit einer unbeschreiblich feinen Freundlichkeit verstand er es, Philipp manchen guten nicht verwundenden Wink zu geben und im Allgemeinen gab er seine einzeln stehenden Urtheile im Gewande größerer Raisonnements, welche, während sie zu gleicher Zeit Philipp belebten, und ihn in eine neue Gedankenwelt hinein führten, ihn ahnen ließen, daß, wenn auch die allgemeinen Ansichten,

die der Freund aussprach, nicht seine eigenen waren, er doch in jenen Heften — wie viel Schönes und Poetisches sie auch enthalten mochten — viel fand, was er nicht gutheißen konnte.

Und Beides war seine aufrichtige Ueberzeugung.

Wie ganz anders hingegen handelte Lilia: was der Freund geheilt, schlug sie wieder wund.

Philipp, welcher damit zufrieden gewesen wäre, von einer Einzigen gelesen zu seyn, mußte erdulden, daß diese Eine seine Gesänge mit einer Gleichgiltigkeit ohne Grenzen behandelte . . . Nicht einmal die, welche an sie gerichtet waren, vermochten das kleinste Zeichen des Beifalls von ihren Lippen zu locken.

Sie nahm sie zwar entgegen, sagte aber später kein Wort über sie und Philpp hatte den Muth nicht, nach ihrem Urtheil zu fragen: er las es ja in ihren kalten Blicken und in dem bemitleidenden Lächeln ihrer Lippen.

Nur ein einziges Mal ließ sie ein Wort über ihre Ansichten verlauten, aber diese Aeußerung kostete Philipp mehre schlaflose Nächte, während welcher er in fruchtloser Raserei nahe daran war, seine sämmtlichen ungedruckten Manuscripte zu verbrennen.

An einem solchen Abend besuchte Arnold seine Freunde auf Ribyhus.

Die junge Frau saß vor dem knitternden Caminfeuer neben ihrem Manne und dem Doctor. Sie sprach lebhaft mit Beiden und der Letztere, welcher keine Feindseligkeiten von Seiten Lilia's ahnte, führte das Gespräch auf den Entwurf eines Drama's, welches Philipp angefangen hatte.

»Er hat,« sprach Arnold, »mir einige Scenen vorgelesen, und so weit ich zu urtheilen vermag, darf ich der Arbeit eine schöne Zukunft versprechen.«

»Ach, mein Freund,« sagte Lilia und betrachtete ihren Mann mit einem Taubenblick, »meint der Doctor

vielleicht das Stück, mit welchem Du mich einschläfertest, an jenem Abende, wo ich so krank war.«

»Davon ist die Rede nicht,« antwortete Philipp, indem er erröthete... »aber wir können ja annehmen, daß dieses vielleicht dieselbe Wirkung auf Dich üben würde.«

»In dem Falle, mein theurer Philipp, rathe ich Dir, dein neues Drama: »Der neue Magnetismus« zu nennen,« und indem sie dieses in dem sanftesten, süßesten Tone sprach, warf sie ihrem Manne einen Fingerkuß zu, und eilte aus der Stube.

Die ganze kleine Scene eilte so schnell vorüber, daß der Doctor sie kaum anders bemerkte, als wenn man die Bilder eines Panorama's flüchtig vorüber eilen sieht; aber sie blieb doch fest in seinem Gedächtniß.

Er war nicht im Stande, sich zu erklären, wie ein so kleines, gutmüthiges und liebenswürdiges Wesen sich eine so bittere Bosheit erlauben konnte, und er fühlte sich verstimmt, gleich sehr in Betreff der jungen Frau, wie seines Freundes.

Es war deutlich genug, daß Philipp weit über Das hinauslitt, was seine Worte sagten.

---

Nach dieser Scene wurde die Sorge des Doctors um Philipp noch beharrlicher und stets in der Voraussetzung, daß Philipps Leiden den einmal angenommenen Ursprung hatte — denn Lilia gab dem Doctor ferner keine Veranlassung zu irgend einem unfreundlichen Gedanken — bemühte er sich dem Freunde auseinander zu setzen, daß der leere Triumph einiger Tage, Wochen oder selbst einiger Jahre nicht das Opfer seiner besten Kräfte werth sey.

»Es gibt ja,« antwortete Philipp, als er an einem sonnenklaren Januarmorgen mit seinem kleinen Sohn

auf dem Arm, einen Spazirgang mit dem Doctor unternahm, »es gibt ja Fälle, in denen wir dem Siege eines Tages unser Leben opfern würden. Wie können wir denn Bedenken tragen, unsere beste Kraft, unsere ganze Jugend der stolzen Freude einiger Jahre zu opfern!«

»Ich wenigstens,« entgegnete Arnold, »würde es nicht wagen, mein bereits gewonnenes Glück gegen die Hoffnung oder richtiger, die Möglichkeit auf's Spiel zu setzen, mit diesen bald verwelkenden Lorbeeren des Ruhmes gekrönt zu werden. Wie viel theurere Interessen können uns in der Wirklichkeit nicht verloren gehen, während wir uns mit dem Erdichteten beschäftigen.«

Philipp lächelte, ohne zu antworten; aber er betrachtete seinen Sohn, und hob ihn wiederholt in die Höhe, um die Bewegung zu verbergen, welche Arnold's Worte erweckt hatten.

»Die arme Mama weint, wenn er lange fortbleibt,« sagte der kleine Alban, der stets von sich selbst in der dritten Person sprach, und die klare milde Kinderstimme, welche das fast zu lange Schweigen unterbrach, machte einen angenehmen Eindruck.

»Ist deine Frau so besorgt um den großen starken Jungen, daß sie glaubt, ein wenig Reif in den Locken könne ihm schaden?«

»Ih bewahre, meine Frau ist durchaus nicht so besorgt, es ist blos eine Redensart, daß sie weine.«

»Eine Redensart?«

»Ja wohl — hat nicht jede Mutter ihre Methode... »Wenn Du dies oder jenes thust,« sagt sie dem Kinde, »so weint Mama«... nicht wahr Alban, Mama will nicht, daß Du zu lange in der Luft bleiben sollst?«

»Die arme Mama weint... Alban will nach Hause.«

»Hörst Du,« sagte Philipp, »wie vortrefflich er

seine Lection gelernt hat... O, meine Frau unternimmt nichts, ohne die Wirkung berechnet zu haben.«

Philipp sprach die letzten Worte mit einer so sonderbaren Betonung, daß der Doctor ihn mit forschenden Blicken betrachtete.

Aber er ließ das Thema fallen und fragte statt dessen:

»Nun, wie wird's denn, verreist Du diesen Winter? Ich hörte deine Frau heute sagen, daß Du es mit der Prosa auf dem Lande nicht aushalten könnest, wenn Du Dich nicht jährlich ein paar Mal einige Wochen in Stockholm erfrischen könntest.«

»Das ist wahr,« entgegnete Philipp, mit einem unterdrückten Seufzer, »ich bedarf dieser Ermunterung, sie ist eine reine Nothwendigkeit, in so fern ich alle die Vortheile ertragen soll, die mir mein Glück gegeben, und ich gedenke gerade in diesem Jahre, sehr bald sogar, sie zu suchen.«

»Mama weint,« wiederholte der Kleine.

»Nein, nein,« murmelte Philipp bitter, »es hat keine Gefahr.«

»Aber in diesem Falle bin ich der Meinung des Kleinen.«

»Du wirst sehen.«

»Sie ist Dir so ergeben.«

»O ja, es ist wahr, unaussprechlich ergeben; auch bin ich ein beneidenswerther Mann.«

Der Doctor wurde aufmerksamer.

»Du bist ja heute ein wenig misantropisch, mein lieber Philipp, und Du wirst wissen, daß ein Misantrop alles schief sieht.«

»Was ist es denn, das ich schief sehe? sage mir das, und heile mich, wenn Du kannst.«

»Ich rathe Dir dann zuerst, deine Aeußerungen diesen Morgen zu überdenken.«

»Meine Aeußerungen? und weswegen?«

»Griffst Du nicht in deiner trüben Laune sogar die . . .«

»Die Heilige an?« rief Philipp mit einem sehr gezwungenen und schneidenden Gelächter.

»Ach nein, ich behaupte nicht, daß die Weiber Engel oder Heilige sind, aber sie sollten wohl jedenfalls das Beste seyn, was wir besitzen.«

»Glaubst Du das?«

»Ich hoffe es, und weil wir nun einmal verurtheilt sind, sie anzubeten, wenn ich auch meinestheils noch nicht die Bekanntschaft dieser Lage gemacht habe, betrachte ich es als ein unschätzbares Glück, wenn diese Anbetung unsern eigenen Weibern gilt; und Du wenigstens scheinst diesen und ein paar andere Fälle ausgenommen, der deinigen ihr volles Recht zu geben.«

»Aha — das Schiefsehen betrifft also mein Weib?«

Der Doctor machte eine bejahende Bewegung.

»A propos, was glaubst Du von ihren Gefühlen für mich . . . würde ich mich nicht zu schiefen Betrachtungen hinneigen, wenn ich ihre Zärtlichkeit bezweifelte.«

»Ohne Zweifel! Mir ist es wenigstens vorgekommen, als wärest Du mehr geliebt, als Du es mitunter verdientest.«

»Ah, stille, Arnold, Du bist vielleicht ein vorzüglicher Arzt für den Körper, aber die Geheimnisse des Herzens . . .«

»Nun denn?«

»O, Nichts . . . indessen kannst Du das Vergnügen haben, die Gesinnungen meiner Frau während meiner Abwesenheit zu studieren, ich erlaube es Dir.«

»Auf Ehre, das werde ich thun. Dein Frieden ist wohl werth, daß ich meine alte Abneigung gegen Frauenzimmergesellschaft überwinde, und wenn Du auch kein Vertrauen in mein Vermögen, durch die äußere Schale zu dringen, setzest, so glaube ich doch, daß ich deine Frau klarer zu beurtheilen vermag, als Du selbst.«

»Aber Du glaubst wahrscheinlich, daß sie keine anderen Eigenschaften, als Vollkommenheiten besitzt?«

»Wenigstens hat sie einen Fehler, den Du stets fühlen wirst, den nemlich, daß sie Dich den Musen abtrünnig machen will, um Dich allein zu behalten. Daher ihre Feindschaft gegen die Poesie, eine Feindschaft, die im Grunde genommen, weiter nichts, als weibliche Eifersucht ist.«

»Vortrefflich . . . es war demnach aus Eifersucht auf meine arme Muse, daß sie einschlief . . . o was bist Du für ein großer Psycholog!«

Der Doctor zuckte leicht mit den Achseln; er sah jetzt Philipp für kränker an, als früher, und bestärkte ihn aus voller Ueberzeugung, die Reise nicht zu verschieben.

## XIII.

## Der Abschied.

Philipp hatte die Wahrheit gesprochen, als er Arnold sagte: er würde nicht die Last haben aushalten können, ein reicher und »glücklicher« Mann zu seyn, wenn er nicht mitunter in einer andern Atmosphäre aufgeathmet hätte.

Die Zeit dieser Erholungstage näherte sich jetzt; das Ende des Januar war für die Reise bestimmt.

Lilia hatte noch niemals versucht, ihren Mann zu überreden, von diesen kleineren Ausflügen abzustehen, aber er fühlte doch, daß sie sie nicht liebte. Und niemals hatte er versucht, sie zu überreden, ihm Gesellschaft zu leisten.

Sie hatten zwar, wie Neuvermählte oft thun, einen kleinen Ausflug gemacht, und sogar Stockholm besucht,

aber dies war keine Erholung für Philipp und den Beweis hiefür lieferte er am besten, indem er gleich nach der Rückkehr allein reiste.

Die ganze Woche vor der Abreise hatte Philipp sein früheres sorgloses Wesen gehabt. Es war merkwürdig, daß je näher der Augenblick kam, wo er seine Fesseln abwerfen konnte, er um so mehr eine neue Jugendkraft seine Adern durchströmen fühlte.

Er ertrug dann mit Leichtigkeit die »Zärtlichkeit« seines Weibes, er war froh, liebenswürdig, gefällig, sogar kindlich, und bemerkte er auch mitunter eine leichte Bläße an Lilia's Wangen, so hatte er doch Kraft genug, sich zu stellen, als bemerke er sie nicht.

Mit inbrünstiger Sehnsucht dachte er an das doppelte Leben, welches er jetzt genießen sollte.

In Stockholm hatte er es nemlich in der letzten Zeit so eingerichtet, daß er zwei Wohnungen dort hatte.

Die eine, welche aus eleganten Zimmern in der Belletage bestand, wurde von dem reichen Gutsbesitzer bewohnt, welcher dort den Besuch von Freunden und Geschäftsmännern empfing, und ein Haus machte, wie derjenige, der nicht nöthig hat, ans Sparen zu denken. Und der reiche Gutsbesitzer war an vier Tagen in der Woche zu Hause zu treffen.

In der andern Wohnung hingegen, vier Treppen hoch, in einer kleinen Dachstube, wohnte der Poet in dürftigster Umgebung.

Die kleine Stube war folgendermaßen meublirt: ein großer Schreibtisch von gebrauchtem und veraltetem Aussehen, aber besäet mit Manuscripten, zu welchen sich vertraulich eine Dintenflasche, ein halbes Dutzend Dintenfässer, eine Wassercaraffe und verschiedene Hefte »Erstlingsblüthen meiner Muse« von einem gewissen Pseudonymen gesellten. Eine einfache Comode, zwei Stühle mit Lederüberzug und ein altes Sopha bildeten das übrige Meublement des

Poeten, das noch durch ein Bücherregal vervollständigt wurde, über welchem die drei Grazien in Gyps Wacht hielten, und neben diesem ein kleiner schmaler Schrank, der in seinem dunkeln Innern einige Flaschen des begeisternden Getränkes verbarg, welches laut der Tradition die Adern mancher großen Poeten durchströmt hat. Aber weil unser Held kein großer Mann war, wurde der Schrank des Abends, nicht des Nachts eröffnet. In dieser Freistätte bildete Philipp sich drei Tage in der Woche ein, wechselweise der alte frohe, sorglose Student, wechselweise der mit der Sorge der Armuth kämpfende Poet zu seyn, welcher vergebens von einem undankbaren Publicum das bischen Beifall begehrt, das durchaus nothwendig ist, um den Verlegern die Schönheit der Verse des mittellosen Dichters begreiflich zu machen.

Während er in der Dachstube wohnte, ließ er seinen Mittag zu sechzehn Schillinge von der nächsten Restauration holen und unterzog sich so allen den Unbequemlichkeiten eines armen, noch unbekannten Schriftstellers, mitunter zwar durch irgend einen unvermutheten Fall etwas erleichtert, aber doch so, daß die einfache Frau, die seine Wirthin war, in dem festen Glauben beharrte, er sey so mittellos, wie er erschien. Und es bedurfte wirklich der Ueberwindung dieser guten Seele, deren Bekanntschaft wir bald machen werden, daß sie sich an den Ueberresten des Kaffehs und des Mittagsessens erquickte.

Aber sie that es doch, denn der liebenswürdige Poet theilte gern mit Anderen. Und während sie sich manchmal hierüber stritten, fiel zwischen Madame Malmelin und dem Poeten manche treffliche Unterredung vor, die dem letzteren viel Spaß machte.

Nach der Beschreibung dieser Details wird man besser Philipps Sehnsucht verstehen, eine Sehnsucht, die in keinem Streite mit der Leidenschaft für seine Frau stand.

Denn gerade in der Einsamkeit der Dachstube betete er sie am meisten an.

In der Entfernung verloren sich viele der Züge, welche zu Hause ihr Bild entstellten.

---

Am Abend vor der Abreise saßen die Eheleute allein in dem kleinen rothen Saale, von dem wir früher gesprochen.

Philipp hatte alle Geschäfte besorgt und begann jene Beklemmung zu empfinden, welche stets dem Abschied vorangeht.

Man hatte soeben von Dick gesprochen — von welchem kürzlich ein Brief angelangt war, der sowohl über sein eigenes, wie über Rosabella's Wohlbefinden berichtete. — Man hatte soeben von dem Kinde gesprochen und er selbst hatte die kleine blondlockige Sylvia in seinen Armen eingelullt, während Alban auf einem Kissen am Fuße der Mutter schlief.

Aber jetzt waren die Kinder entfernt worden, der Inhalt von Dicks vortrefflichem, ungekünsteltem Briefe war fast erschöpft und man mußte somit ein neues Thema anfangen.

Lilia beschäftigte sich mit der alten rothen Schärpe.

Diese Schärpe, welche dieselbe Eigenschaft wie das berühmte Gewebe Penelope's zu besitzen schien, die nemlich, niemals fertig zu werden, wurde gewöhnlich ans Licht gezogen, wenn Lilia sich recht häuslich und einnehmend zeigen wollte.

Und ohne Zweifel würde sie diesmal fertig werden, denn jetzt hatte sie nach zwei und einem halben Jahre gerade die erste Franse beendigt.

Die junge Frau, welche im Sopha saß, hatte das eine Ende der Schärpe phantastisch um den Hals gewor-

fen, wo sie jetzt einer Boa von Purpur glich, die sich in der matten Beleuchtung der Astrallampe ganz charmant gegen die weißen Sammetschultern Lilia's ausnahm.

Durch jede Bewegung ihrer kleinen Hände zitterte die Purpurboa auf ihrem Alabaster und Philipp, welcher in einem Lehnstuhle seiner Gattin gegenüber saß, freute sich über den Schein der Lampe, der gleichsam einen Strahl in jede Masche hineinwarf, und natürlicher Weise kamen alle Strahlen der Arbeiterin zu Gute.

»Mein Freund,« sagte Lilia, das Schweigen brechend, »ich denke, wir lassen noch ein wenig einheizen — ich gedeihe so wohl in der Wärme.«

Philipp klingelte. Ein neues Feuer wurde angezündet und seine Flammen umgaben Lilia mit noch mehreren leuchtenden Strahlen.

Es schien Philipp, als sey sie von einer Glorie umgeben.

»Laß uns ein wenig plaudern, Philipp!«

»Ja, gern.«

»Du hast aber heute Abend den frohen Sinn verloren, den Du die ganze Woche gezeigt hast.«

»Ist das nicht ganz natürlich?«

»Mir scheint es das Entgegengesetzte zu seyn.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Warum sich auf ein ersehntes Ziel nur in der Ferne freuen? Heute bist Du ja deiner Abreise näher, als vor acht Tagen.«

»Aber . . . ich bin auch dem Abschiede näher.«

Die Unsicherheit in Philipps Stimme zeigte genugsam die Bedeutung dieser Worte.

»Ah!«

Lilia ließ die Schärpe von den Schultern gleiten, nahm sie aber sogleich wieder auf — sie war so schlecht zu handhaben, diese häßliche Schärpe!

»Ich bin nicht egoistisch genug, mich mit irgend einer Vorstellung von deiner Sehnsucht zu bethören.«

»Welche Bescheidenheit!«

»Deshalb kann ich mich auch aufrichtig über das Vergnügen freuen, welches Dir Arnolds Gesellschaft gewähren wird. Er ist gewiß im Allgemeinen kein Damenheld, aber in deiner Gesellschaft befindet er sich wohl, und er hat mir versprechen, so oft wie möglich, bei Dir und den Kindern vorzusprechen.«

»Der liebe Doctor ist gar zu gut ... aber ich weiß nicht genau, ob ...«

»Was?«

»Ob es sich zum Beispiel schickt, daß eine junge Frau, wie ich, während der Abwesenheit ihres Mannes die Besuche eines jungen Arztes empfängt, der nicht allein als Arzt erscheint?«

»Ach, meine gute Lilia, es wird gewiß Niemanden einfallen, über Dich zu reden.«

»Um so besser.«

»Du weißt ja, daß es in der ganzen Gegend, ja wohl kaum in der ganzen Welt ein Frauenzimmer gibt, dessen Tugend so unantastbar wäre, wie die deinige.«

»Du bist also vollkommen ruhig!«

»Vollkommen.«

»Und Du vertraust mich jetzt, da ich Dick nicht mehr habe, der Obhut des Doctors an?«

»Ja, mit unbegrenztem Vertrauen.«

Bei diesen Worten flog eine Röthe des Unwillens über die Wangen des jungen Weibes, aber sie antwortete keine Sylbe.

»Ich habe Dich niemals mit Eifersucht geplagt,« fuhr Philipp fort, »wenn ich einen Ball ausnehme, wo Du mit Allen, außer mir, tanztest, und selbst da war ich nicht auf Jemanden insbesondere eifersüchtig, ich war es auf Alle und auf Alles, welches Dich von mir trennte.«

»Und jetzt also bist Du weder auf Alle, noch auf Alles eifersüchtig?«

»Ja wohl, das ist wahr; denn die Erfahrung hat mich belehrt, daß ich nichts zu hoffen habe. Und weil Du Dich freiwillig von mir wendest, habe ich das Recht nicht, Andere anzuklagen.«

»Du führst jetzt eine recht picante Sprache!«

»Es ist die Sprache meiner Gedanken.«

»Du überlässest somit dein Weib sich selbst, mit der Nachricht, daß Du nicht länger eifersüchtig bist, und erwartest vielleicht von mir eine gleiche Erklärung?«

»Ich überlasse Dich deiner eigenen Ehre und glaube Dich genug zu kennen, um niemals nöthig zu haben, für die meinige zu fürchten.«

»Dies ist alles ganz schön — man kennt diese Redensarten der Männer, aber ich frage, ob Du von mir dasselbe unbegrenzte Vertrauen erwartest, das Du für gut findest, mir zu zeigen?«

Philipp lächelte. Ein Strahl von Glück, von Hoffnung drang in sein Herz, aber er hütete sich wohl, diese Bewegung zu zeigen, im Gegentheil, er nahm den Ton und das Aussehen einer vollkommenen Sorglosigkeit an.

»Die Männer, mein Engel, nehmen nicht dieselbe Stellung ein, wie die Weiber. Recht oder Unrecht, die Welt sieht ihnen mehr durch die Finger.«

Dieser Scherz, der erste, den Philipp sich in dieser Weise erlaubt hatte, wurde von Lilia nicht so aufgenommen.

Erst wurde sie roth, röther, als die dunkelste Schattirung der Cactusblume, später wurde sie bleich, fast wie eine Leiche.

Sie ließ die Schärpe fallen und starrte ihren Mann an.

»Ist es möglich — Du sagst mir... Du wagst es,

offen darauf hinzudeuten, daß Du Dich von deiner geschworenen Treue lossagst?«

»Meine liebe Freundin, Du weißt ja, daß Satan kein Engel war, ehe er fiel. Aus diesem Umstande ziehe ich den einfachen Schluß, daß Niemand auf die Unbestechlichkeit seiner Tugend schwören darf.«

»Philipp, Philipp, hüte Dich — Du weißt nicht, was Du aufs Spiel setzest, indem Du so sprichst... Höre mich: ich habe bereits Verdacht gehabt...«

»Nein, wirklich?«

»In dieser ernsten Stunde,« und jetzt sprach Lilia ernst — »will ich Dir nicht verschweigen, daß ich nicht ohne Kenntniß von deinen Verhältnissen in Stockholm bin.«

»Wie?« fragte Philipp, an den jetzt die Reihe unwillig zu erröthen kam — »Du hast mich ausspioniren lassen?«

»Ich habe mich nur von deiner Lebensart benachrichtigen lassen. Das war mein Recht.«

»Ich bin der entgegengesetzten Ansicht — Aber was berichtet die Fama?«

»Ja wohl — sie berichtet, daß Du die halbe Woche wie ein **Grand seigneur** lebst, Dejeuners und Diners gibst, Opern und Soupers besuchst und mitunter Junggesellengelage bei Dir hältst, die bis zum hellen Morgen währen. — Kurz: Du amüsirst Dich wie ein Ehemann, der einer beschwerlichen Frau und einer beschwerlichen Heimat entlaufen ist.«

»Hast Du etwas dagegen, daß ich in Uebereinstimmung mit unseren Mitteln lebe?«

»Ach nein, ich sähe sogar lieber, daß Du die ganze Woche in Uebereinstimmung mit unseren Mitteln lebtest, als daß Du die andere Hälfte den Philipp Thurné spielst, der Du warst, ehe Du ein reicher Mann wurdest.«

»Verzeihe mir,« antwortete er, von diesem Mangel an Takt tief verletzt, »aber Philipp Thurné war, ehe er der **homme d'affaires** seiner Frau wurde, ein so glücklicher und so sorgenfreier Mann, daß es dem Fabriksvorsteher verziehen werden muß, wenn er mitunter wünscht, zu den Tagen des Poeten zurückzukehren.«

»Ah so!« sagte Lilia nachlässig — »der Fabriksvorsteher ist also neidisch auf das Glück des Poeten?«

»Ja, sehr neidisch.«

»Bei Gott, dies müßte die Welt hören, um es zu glauben.«

»Es ist hinreichend, daß Du es hörst.«

»Ha... Vorwürfe, mein Herr?«

»Gewiß nicht, Madame! ich habe aufgehört, solche zu machen: ich habe resignirt, ich unterwerfe mich.«

»Philipp, mein armer Philipp, wie unnatürlich klingt diese Sprache auf deinen Lippen, verzeih mir — ich war ungerecht! ich weiß, daß Du zwar wie ein Poet lebst, aber ohne die stürmischen Junggesellentage Philipp Thurné's zurückzurufen. . ich weiß, daß keine anderen Weiber, als deine Wirthin und deine Muse Dich besuchen.«

Indem sie diese letzten Worte mit sichtbarer Freude aussprach, reichte sie ihrem Manne die Hand, mit einem Blicke voll des herzlichsten Vertrauens.

Im nächsten Augenblick saß Philipp nicht länger am Tische ihr gegenüber, sondern auf dem Sopha neben Lilia, und während er ihre Hände mit Liebkosungen und Küssen bedeckte, sprach sie weiter:

»Ja, ja, mein ewig theurer Philipp, Du schwörst mir, immer treu zu seyn?«

»Was bedarf es hier des Eides?« stammelte er, berauscht von Glück und Liebe. »Kann ich Dir wohl untreu werden — hast Du mich nicht zu einer ewigen Sclaverei verurtheilt? Komme ich nicht stets wahnsinniger zurück, als ich abreiste!«

»Aber Du bist dessenungeachtet kein Liebhaber nach dem alten romantischen Style, Du würdest sonst gleich einem Drachen deinen Schatz bewachen, ohne ihn jemals aus den Augen zu lassen. Aber Du... O, pfui, pfui — deine Natur erträgt es nicht, lange in dem Rausche eines echten Liebhabers fortzuleben: Du mußt fort, um »zu leben,« um neue Nahrung für dein Herz zu sammeln.«

»Ja, ja, ich gestehe es ein, ich bin eine arme schwache Natur. Aber wenn Du in diesem Falle Dir die Mühe geben wolltest, mich zurückzuhalten, so...«

»Wie Du heute Abend wohl aussiehst, Philipp.. das Feuer deiner Augen elektrisirt mich... ach, wie Unrecht hatten wir, als wir bezweifelten, daß das vollkommene Glück uns keinen Tag angehören könnte! Ich fühle es an dem heftigen Pochen meines Herzens...«

Sie hielt inne, als wenn sie zu viel gesagt hätte.

»Ah, was... schnell — sage, was fühlst Du?«

»... Daß ich mich nicht getäuscht habe!« und Lilia schlang ihren Arm um Philipp, indem sie spielend auch die rothe Schärpe um ihn warf, »so halte ich Dich zurück, Du böser Mann, wenn Du aber versuchst zu entfliehen...«

»Wie wird es mir dann ergehen, Du geliebte Königin meines Lebens?«

»Ich werde es dann seyn, die Dich fliehen muß, denn ich bin die Eifersüchtige: ich theile mit Niemanden?« Während sie noch sprach näherten ihre weichen warmen Lippen sich denen Philipps.

Es war dieser Syrene leicht, dem armen Poeten den Kopf zu verdrehen...

Er versprach Alles, ohne doch am folgenden Morgen sich eines einzigen Versprechens zu erinnern.

Er hatte nur eine Erinnerung, die: daß er von dem unglücklichsten Manne der glücklichste geworden.

Indessen fiel es ihm nicht ein, sein Glück zu versuchen, indem er es verleugnete.

Zur bestimmten Zeit verließ er Ribyhus. Und dieser Wechsel bildete eine Erhöhung des Glückes, welches von keiner Ahnung der Umstände getrübt war, unter welchen er es wiedersehen sollte.

## XIV.

## Die Frau während der Abwesenheit ihres Mannes.

»Niemals wird er es vermögen, seine Fesseln zu brechen, er küßt sie mit Entzücken, wenn ich sie an seine Lippen führe!« sprach die junge Frau, während sie am Fenster stand, und dem Schlitten nachsah, der ihren Mann fortführte.

»Niemals,« fügte sie ferner in dem Uebermuthe ihrer Gedanken hinzu, »niemals wird er auch das flüchtigste Gefühl aufnehmen können, das seine abgöttische Neigung beleidigen könnte... O, sey ohne Furcht! ich habe das Mittel gefunden, diesen Schmetterling für ewig zu binden ... seine Liebe soll noch wilder, noch sclavischer werden ... Armer Philipp, wie thut es mir leid um Dich, aber ich kann Dir nicht helfen, denn wenn ich lieben sollte... und eben weil ich liebe, will ich herrschen, nicht gehorchen!«

Sie warf sich auf dasselbe Sopha, wo sie des Abends mit Philipp gesessen hatte.

Sie drückte ihren Kopf in das Kissen, wo sein Kopf geruht hatte ... sie küßte es und ihre Thränen fielen auf dieselben Blumen, welche die seinigen so oft benetzt.

»Wäre er nur nicht in gewissen Fällen so ganz und gar ohne Kraft — weinen — rasen, der Marter wegen, die ihm

ein Weib zufügt, und doch bereit zu seyn auf den Knien ihre kleinste Gunst zu empfangen. — Und dann diese melancholischen Elegien ... wie die mich ärgern!«

Sie warf das Kissen auf die Seite und trat mit ihren kleinen Füßen darauf herum.

»Worüber hat er sich wohl zu beklagen — wie viele Männer haben wohl das Glück, nach einer drei und einhalbjährigen Ehe, vernarrt in ihre Frau zu seyn ... hätte er vielleicht dies Glück, wenn ich wie andere Frauen gewesen wäre? — und hätte er hoffen und von einem irdischen Eden träumen können, wenn ich ihm dies nicht so selten vorgezaubert hätte? Er muß mitunter lange leiden, grausam leiden, das ist wahr, durch meine Kälte, durch meinen Egoismus, durch meine Schlechtigkeit, denn ich bin schlecht — aber dies Alles ist belebend für die Nerven, für die Seele, die sonst dahin schwinden würden unter der Last ihres kurzen Glücksperiode.«

Sie nahm ein Medaillon mit Philipps Portrait aus ihrem heimlichsten Verschluß — er glaubte es in dem Tischkasten liegend, wo sie es ganz gleichgiltig hingelegt hatte, als er es ihr zum Weihnachtsgeschenk übergab.

Sie betrachtete das kleine Portait mit Blicken, die, wenn Philipp sie gesehen, ihn unwillkürlich zurückgelockt hätten.

»Wie mild und liebenswürdig sind nicht diese Züge — wie sehen sie mich voller Liebe an — glücklicherweise erinnern sie mich nicht an seinen gestrigen Ton — ich liebe es nicht, daß er in dieser Weise Kraft zeigt! Es war ein Scherz, und doch begann ich Angst zu fühlen — ich sagte mehr als ich hätte sagen sollen ... ich erweckte vielleicht sein Mißtrauen ... Doch nein, sein offenes vertrauenvolles Herz hat dies Alles bereits vergessen ... weshalb sollte er auch fürchten — wenn er sich meiner Worte erinnert — spionirt zu werden: er hat ja keine einzige Handlung zu verbergen ... aber wenn er nöthig hätte, Etwas zu ver-

bergen — wenn er es eines Tages bedürfte, sich zu verstellen ...«

Bei diesem Gedanken sprang sie empor und eine eiskalte Entschlossenheit stand auf ihrer Stirn.

In demselben Augenblick erklang ein Schlittengeläut auf dem Hofe.

Sollte er bereits zurück kehren?...

Sie verbarg eiligst das Medaillon und ging ans Fenster, erröthend, zitternd, wie ein junges Mädchen.

Der kalte entschlossene Ausdruck war ganz und gar verwischt — jeder Uebermuth, jeder Stolz war verschwunden. Auf einige Secunden war sie einmal in der Wirklichkeit ein schönes Kind.

Aber es war nicht Philipp, es war nur Doctor Warvner, der aus dem Schlitten stieg.

Lilia machte zuerst ein ganz garstige und sehr kindische Geberde, darauf schlug sie leicht mit der Hand in die Luft, als wenn sie plötzlich eine Idee erhielte, und zuletzt lief sie schnell in die nächste Stube hinein, wo der Doctor sie mit den Kindern spielend fand.

---

»Ah sieh' unser lieber Doctor! Bitte, treten Sie wieder in den Saal hinein: ich werde sogleich kommen. Ich sage aber im Voraus, es wird heute Fasttag auf Ribyhus seyn, d. h. in Betreff des Wohlseyns, denn mein Philipp ist verreist.«

Der Doctor, der während dieses langen Grusses kein einziges Wort einschalten konnte, mußte sich mit dem Sehen begnügen, und war jetzt genöthigt, sich zurückzuziehen.

Ob es ihr wohl unbekannt war, dieser einnehmenden kleinen Mutter, daß der ernsthafte Doctor mitunter mit Blicken wirklichen Wohlbehagens ihre kleinen natürlichen Komödien angesehen hatte? Gewiß nicht, denn sie

bereitete manchmal ihm besonders eine kleine Augenweide, oder vielleicht richtiger gesprochen, sich selbst eine kleine Erholung.

Allein im Saale, setzte der junge Doctor sich ungenirt vor dem Caminfeuer und erwartete so die Ankunft der Wirthin.

Während des letzten Vierteljahres — im Ganzen hatte Doctor Warvner sein Amt seit sechs Monaten bekleidet — war seine Praxis sehr blühend geworden, und man hatte in dem Grade die kleinen Antipathien gegen seinen sogenannten Hochmuth und seine Zurückhaltung überwunden; man hatte nemlich bemerkt, daß diese letztere nicht eine Folge der Theilnahmlosigkeit war, daß sowohl die Männer, wie die Frauen ihn zu ihrem Vertrauten erkoren hatten.

»Es ist,« sagte man, »etwas so Gesetztes bei diesem Manne, etwas so Ruhiges und durch und durch Ehrenhaftes, daß man sich aufgefordert fühlt, ihn auch dort zu Rathe zu ziehen, wo sein Amt ihn nicht hinruft.«

Ob dies ihm angenehm, oder unangenehm war, war nicht leicht zu errathen; denn er gab seinen Gefühlen keinen Raum; aber so viel wahr gewiß, daß er nirgens außerhalb seines eigenen Hauses sich so wohl befand, als auf Ribyhus.

Dies war auch ganz natürlich.

Bisher hatte er in seinem Leben weder ein Freundschafts- noch ein Liebesband geschlossen; wie sollte er denn Philipp widerstehen können, der in sich eine alte Jugenderinnerung mit dem neuen, warmen und ohne Zweifel dauerhafteren Gefühle des Mannesalters vereinigte.

Aber schlang sich wirklich kein Band um unsern Doctor, so war es wenigstens jetzt sein eigener Fehler, wenn er sich kein solches verschaffte.

Bereits hatte man ihn mit fünf jungen Mädchen und eben so vielen Witwen verheirathen wollen, welche später stets

seiner ärztlichen Pflege bedurften; aber der unerschütterliche Arzt saß am Lager der Schönen mit derselben Miene, wie an dem einer alten Matrone.

Er war niemals kalt, stets wohlwollend, aber ohne das geringste Zeichen irgend einer überflüssigen Aufmerksamkeit oder den geringsten Schein zweier Arten von Theilnahme. Er richtete sich stets nach dem Standpunkte der Krankheit, nicht nach dem der Kranken.

Man hörte jetzt zeitweilig auf, sich mit seiner Heirath zu beschäftigen, denn man hatte — Gott weiß woher — die Entdeckung gemacht, daß der Doctor bereits seit lange einem armen Mädchen versprochen sey, dem er die Treue nicht brechen wolle.

Arnold ließ sie thun und sagen, was sie wollten. Er sagte eben so wenig nein, wie ja.

Wenn er es gewagt hätte, er hätte gern ein Schloß erfinden mögen, um dasselbe vor die Lippen gewisser geschwätziger Damen zu legen. Mehren Herren hatte er schon gesagt, daß er bereits das Modell zu einem solchen besaß, daß er aber es nicht wagte, ein Patent auf die Ausführung zu beanspruchen.

Während unser Doctor am Camin saß und wartete, fielen seine Augen auf ein kleines Billet an ihn selbst adressirt.

Er nahm es, und las mit Eifer die von Philipp in Eile geschriebenen Zeilen:

»Wenn Du vor meiner Abreise hergekommen wärest, hätte ich Dir gesagt, daß Du nicht ein so schlechter Psycholog bist, wie ich glaubte.

Ich reise ab mit dem Himmel im Herzen, ich umarme die ganze Welt und kümmere mich den Teufel darum, ob die Allgemeinheit mich lassen will, oder nicht: ich bin trotzdem gewiß, daß der Tag kommen wird, wo ich von den Regalen heruntergenommen, abgestaubt werde und wo man finden wird, — daß ich nicht so ganz dumm bin.

Bruder, ich empfehle meine theuersten Schätze deiner Obhut: mein angebetetes Weib, und meine zwei kleinen Amorinen, diese göttlichen Ausstrahlungen meiner göttlichen Aphrodite.

Lache nicht — ich will kein Narr genannt seyn, weil ich einige Zeilen über deine kalte Welt hinausschwärme.

Ach, Du weißt nicht, was Seligkeit heißt, — Du hast nicht mit dem letzten Todeskampfe gerungen und bist erweckt worden — Du weißt nichts, Du ahnst nichts, mein armer Arnold! Die Liebe ist für Dich eine Mythe, und eine Mythe, die Du leider niemals durchschauen wirst.

Beklagenswerther Sterblicher!

Wie werde ich die süße Last des unsterblichen Glückes tragen können, welches mir die Zukunft zeigt! Ich reise fort, um meine Seele vorzubereiten, und wenn ich wieder komme, werde ich zu mir selbst sagen:

Du hast nichts mehr zu wünschen!

Dein Philipp.«

Glücklicher Weise ahnte unser poetischer Ehemann, als er den letzten Satz niederschrieb, nicht, daß dieser, mit Ausnahme der zwei letzten Worte, buchstäblich in Erfüllung gehen sollte.

Während Arnold dieses Billet las, nahm sein Gesicht denselben Ausdruck an, als wenn er die weitschweifigen Phantasien eines Fieberkranken anhörte.

»Armer Schwärmer!« war Alles, was er sagte.

Aber er wußte nicht, daß er laut dachte.

»Weshalb gerade armer?« fragte eine liebliche Stimme hinter ihm.

Der junge Arzt erhob sich und holte Lilia's Favoritstuhl hervor; darauf antwortete er mit ruhigem Lächeln:

»Kann man wohl anders von demjenigen sagen, der so schreibt, wie hier?«

Er überreichte ihr Philipps Billet.

Die junge Frau glühte wie eine Rose, als sie dies Billet zurückgab.

Von Allem war es eigentlich nur ein Satz der sie verstimmte.

Sie verstand es, daß der Doctor ihr so bereitwillig den kleinen Brief gezeigt hatte, damit er seine Beobachtungen machen könne. — Was brauchte er mehr als zu glauben?

»Es sieht ja fast aus,« sagte sie, indem sie die Miene einer erstaunten Verwirrung annahm, »es sieht ja fast aus, als hätte ich einen Vertheidiger.«

»O, eines solchen konnte Frau Thurné nimmer bedürfen, und am wenigsten bei ihrem Manne.«

»Worauf mag er denn aber anspielen?«

»Auf die unruhige Laune eines Augenblicks, der ihn ein Mal anfocht.«

»Nun denn, Herr Doctor, wie machte sich diese Anfechtung? Wir armen Weiber sind neugierig, besonders, wenn wir trauern und wenn wir uns versöhnen.«

In Lilia's Stimme und Worten lag Etwas, was den Doctor seines Freundes wegen verdroß; und außerdem lag in ihrem ganzen äußern Wesen etwas mit dem Begriff ganz Unvereinbares, welchen der Doctor von Trauer und Sehnsucht hatte.

Er war davon überrascht, während sie das Billet las, in ihrem schönen Gesichte deutlich einen heimlichen Triumph zu bemerken — vielleicht zeigte dasselbe zugleich einen Ausdruck von freudigem Glück, aber dieses war dann eher das Glück der Eitelkeit, als das des Herzens.

»Der Anfechtung wegen, beste Frau Thurné . . ja, wenn ich durchaus die Wahrheit sage . . .«

»Thun Sie das.«

». . . sie hatte alle mögliche Aehnlichkeit mit einer zurückgehaltenen Verzweiflung. Philipp war auch Zweifler.«

»Ach mein Gott — brütet er über Religionssachen?«

»Nein, daß ich nicht wüßte.«

»In welcher Richtung war er denn Zweifler?«

»Um die Zeit fast an Allem.«

»Wie so?«

»Er zweifelte an sich selbst, an Ihnen, an der Liebe und an dem Glück, welches man im Allgemeinen glaubt, daß er genießt.«

»Glaubt?« wiederholte Lilia mit der Betonung eines unnachahmlichen Vorwurfs.

»So sagte ich, und jetzt scheint es ja, als hätte Philipp erkannt, daß sowohl ich, wie alle Andern Recht hatten.«

»Und dessen ungeachtet . . .« sagte Lilia zögernd.

Der Doctor blickte starr in das Feuer hinein, und that, als wenn er sie nicht verstanden hätte.

»Dessen ungeachtet sieht es jetzt aus, als wenn Sie wohl Lust hätten, denselben Satz zu vertheidigen, wenn Philipp von Neuem in Zweifel verfiele?«

»Wahrhaftig so ist es: der Zweifel ist ansteckend.«

»Und dies sagen Sie mir?«

Lilia schlug ein schallendes Gelächter auf.

»Warum nicht? ich sage es nicht zum Scherze. Ich würde es für Unrecht halten, über ein Thema zu scherzen, welches das innerste Leben Philipps berührt.«

»Ah! aber diesen docirenden Ton kann ich nicht leiden, eben so wenig, wie diese Miene von Gott weiß was . . . Nein, mein lieber Doctor, sehen Sie etwas weniger feierlich aus, wenn wir mit einander reden sollen.«

»Ich muß beklagen,« antwortete Arnold immer mehr verwundert über die Veränderung der jungen Frau, »ich muß beklagen, diesem Befehle nicht nachkommen zu können; die Sache ist aber, daß ich mich keineswegs zur Freude gestimmt fühle.«

»In dem Falle haben Sie Unrecht gethan, hieher zu kommen.«

»Das ist allerdings richtig.«

»Philipp baute gewiß darauf, daß er Sie nicht beschwerte, als er Ihnen auftrug, seine kleinen Schätze zu überwachen.«

»Ich bin auch nicht im Geringsten belästigt. Ich wünsche aufrichtig, Ihnen nützlich seyn zu können, und sehr gerne stehen auch meine geringen gesellschaftlichen Fähigkeiten zu Diensten, wenn meine Praxis mich nicht beschäftigt.«

»Aber mein Gott,« sagte Lilia mit einer Miene des schelmischsten und boshaftesten Erstaunens, »wie sind sie denn zu diesen alten verlegten Redensarten gekommen? — wahrhaftig der selige Doctor Hultberg hätte sich nicht kälter und geschniegelter ausdrücken können . . . . Aber laßt uns Freunde seyn, sonst . . . «

Sie erhob drohend ihre Finger.

»Was sonst?«

» . . . sonst mache ich Sie zu meinem demüthigsten Anbeter.«

Diese Gaukelei schien Arnold etwas über die Grenzen des Frohsinns einer jungen Dame zu gehen.

Weil Lilia in der Gegenwart ihres Mannes niemals früher diese freie Sprache geführt hatte, klang sie desto widerlicher in den Ohren des Doctors. War dies wirklich dieselbe Lilia, die, ausgenommen das einzige Mal, wo sie so unartig mit der schläfrigen Poesie Philipps gescherzt hatte, sonst immer in ihrem Wesen mild und licht, wie ein Sonnenstrahl, in ihren Worten rein, wie frischgefallener Schnee war?

Lilia bemerkte ganz wohl, daß wenn sie auch den Doctor überrascht hatte, er doch nicht geneigt schien, sich bei dem ersten Ausfalle zu ergeben. Auch schien er nicht geneigt, sich des vertrauten Tones zu bedienen, den ihre eigene Ungezwungenheit ihm erlaubte.

»Bedauern Sie mich, Frau Thurné, daß ich, in einem altmodischen Hause erzogen, und ohne das Glück

eines leichtern gesellschaftlichen Umganges gehabt zu haben, ganz und gar der Kunst einer leichten, spielenden Conversation entbehre. Dies ist indessen ein Mangel der mich allein trifft.«

»Aber ich weiß nicht, daß ich Sie zu einer leichten spielenden Conversation eingeladen habe?«

»Es war ein Mißverständniß von meiner Seite.«

»Ohne Zweifel, denn ich erinnere mich, daß ich ganz einfach sagte, daß wir Freunde bleiben müßten, oder ich machte sie zu meinem demüthigsten Anbeter.«

»Dies war zu stark.«

Der Doctor erröthete, während die junge Frau außer Acht ließ, es zu thun.

Sie lag ganz nachlässig im Stuhle und sah so ernst und so tiefsinnig aus, als wenn sie so eben über das ernsthafteste Thema gesprochen hätte.

»Dies Weib,« dachte Arnold, »ist entweder eine vollendete Cokette, oder sie hat mich offenbar zum Narren.«

»Wir sind Freunde ohne irgend eine Bedingung,« sagte er kalt, »denn ich bin zuviel Arzt um hören zu mögen, daß ein Frauenzimmer gestehe, sie vermöge nicht ihren Entschluß auszuführen. Ich weiß sehr wohl, welche Krisen solch ein kleiner Verdruß bei den Damen nach sich zieht.«

Lilia zuckte mit den Achseln und warf einen bedauernden Blick auf ihren Gast.

»Was wetten wir?«

»Wie so?«

». . . daß ich heute über zwei Monat meinen kaltblütigen Doctor dort sehe, wo jetzt mein Fußschemel steht.«

Arnold war im höchsten Grade frappirt.

»Dort zu Ihren kleinen Füßen? — Aber wie sehr ich sie bewundere, kniend wird es doch nicht seyn.«

»Wir werden sehen!«

»Ohne Wette denn!«

*

»Warum nicht — ich habe eben so viel Mitleid mit Ihnen, wie Sie so eben mit mir hatten, denn ich weiß, daß die Männer noch weniger Helden sind als die Weiber, wenn es darauf ankommt eine Verirrung einzugestehen.«

Als Lilia dies gesagt hatte, hüpfte sie schnell an einen in der Stube stehenden Schreibtisch. Sie setzte sich und begann in den Papieren in der Schreibmappe zu wühlen. — Es war deutlich, daß sie Etwas suchte. Mit einem ganz eigenen Gefühl folgte Arnold jeder ihrer Bewegungen. Er versuchte zwar, seine Augen abzuwenden, denn es war ja insgesammt eine einfältige Spielerei, aber diese Augen wendeten sich doch unwillkürlich auf denselben Punkt zurück.

»Endlich,« sagte Lilia, indem sie ein kleines Buch empor hielt.

»Ein Kalender,« dachte der Doctor verwundert. Lilia schlug ein bestimmtes Blatt auf.

»Der 28. Januar,« sagte sie so ungekünstelt, als ein junges Mädchen, welches den Tag einer unschuldigen Wette um ein Pfund Confect anzeichnet —»ich setze ien Kreuz Doctor bei dem 28. März.«

»In der That, Madame?« sagte Arnold mit höhnischer Stimme.

»In der That, mein Herr! Und jetzt rathe ich Ihnen, Ihr Möglichstes zu thun, ein Recept zu erfinden, um sich gegen die Krankheit zu schützen, die ich prophezeit habe, und deren erstes Symptom Sie bereits hätten beobachten können, wenn Sie ein gescheidter Arzt gewesen wären.«

»Wie?—« der Doctor lachte, wenn auch sein Lachen, um die Wahrheit zu sagen, etwas gezwungen war. — »Wie? . . . sollte die Zauberei vielleicht schon gewirkt haben?«

»Das fragt er noch!« platzte Lilia heraus und schlug die Hände vor Freude zusammen. »Er merkt's noch nicht der gute Doctor, daß er bereits seit einer Viertelstunde in

einem ganz andern Tone spricht . . . Aber jetzt, Adieu! ich gehe, um meinem theuren, theuren Philipp zu schreiben, und werde ihn von unserer kleinen naiven Wette benachrichtigen.«

»Frau Thurné,« antwortete Arnold, indem er sich anstrengte, seine so unvorbereitete verlorne Würde wieder zu gewinnen, »ich muß sehr bedauern, daß meine dringenden Amtspflichten mich gewiß hindern würden, die »kleine, naive Wette« zu verlieren, . . . und jetzt erlauben Sie mir, mich zu empfehlen.«

## XV.

## Die Correspondenz.

Am nächsten Morgen erhielt der Doctor folgenden Brief:

»Mein guter Doctor Warner!

Ich habe mitunter die böse, vielleicht unedle Gewohnheit, während ich die wirklichen Gefühle und Schmerzen meines Herzens verberge, eine unnatürliche, fast empörende Freude zu zeigen; und die bizarren Einfälle, die ich unter solchen Umständen habe, bin ich nicht im Stande zu zügeln.

Ach mein Gott, ich weiß es wohl, ich bin gar zu übertrieben kindisch!

Aber was bleibt Einem übrig, wenn man so verzogen ist?

Ich weine heute über meinen gestrigen unverzeihlichen Scherz, über meine wirkliche Tollheit, — und kann ich mehr thun?

Ja, es ist wahr, ich kann sie einsehen und demüthigst um Verzeihung bitten.

Diese Demüthigung finde ich ganz in der Ordnung, und ich würde gar zu glücklich seyn, wenn ich Sie, Herr Doctor, überzeugen könnte, daß alle die Dummheiten, die ich gestern geschwätzt, nicht aus Mangel an Achtung, sondern nur aus gedankenlosem Unverstand geschahen.

Wer mich genau kennt, würde über mein Betragen nur gelacht haben, aber Sie, die Sie mich nur seit 6 Monaten kennen, und dazu noch während der Zeit, wo ich glücklich war, vermögen es nicht meinen Charakter in andern Verhältnissen zu beurtheilen.

Ich arme Thörin!

Ich weiß nicht, warum ich nicht in Ihrer Gegenwart dasselbe thun könnte, was ich sowohl vorher als nachher that, nemlich, weinen. Ja, ich fahre fort zu weinen, darüber, daß Philipp, als wollte er dem Glücke trotzen, welches er zu besitzen behauptet, mich doch verläßt.

Noch ein Mal verzeihen Sie, und — um Philipps willen — strafen Sie mich nicht durch Ihr langes Wegbleiben; und womöglich vergessen Sie für ewig diesen unwürdigen Scherz von

der kindischen und reuigen
Lilia.«

Die Antwort des Doctors Warner.

»Beste Frau Thurné!

Keinen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich der Gegenstand eines kleinen Scherzes gewesen war, aber eine eben so feste Ueberzeugung besaß ich auch, daß diese keiner bösen Absicht entsprungen sey!

Von irgend einer Verzeihung meiner Seits kann nicht die Rede seyn, indem es ja ein altes Privilegium der Frauen ist, ihre Reize erst an der Geduld des Ehemannes und später an der des Freundes zu versuchen.

Jetzt wie früher werde ich das Vergnügen haben, so

oft meine Pflichten es mir erlauben, das herrliche Ribyhus zu besuchen.

Mit Hochachtung und Freundschaft,
Frau Thurné,
Ihr ergebener
Arnold Warvner.«

Nach diesem Briefwechsel währte es indessen doch vier Tage, ehe der Doctor seine Besuche erneuerte.

Als er eintrat, lag Lilia bleich und betrübt auf dem Sopha.

Als sie Arnold erblickte, reichte sie ihm ganz unbefangen die Hand, wandte sich aber in demselben Augenblicke ab, um ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Mein Gott, mein Gott, was soll ich glauben?« sagte sie — und es war, als hätte die letzte Scene mit dem Doctor niemals stattgefunden. »Er hatte versprochen, von Upsala mir zu schreiben, und ich erhielt doch heute Morgens keinen Brief ... Ach Gott, das ist entsetzlich!«

»Aber beste Frau Thurné, Sie können ja erst morgen einen Brief erhalten.«

»Wie ... wirklich?«

»Rechnen Sie ein wenig besser nach und Sie werden finden, daß ich Recht habe.«

»O wenn das so wäre!« Lilia richtete sich halb empor und trocknete mit den langen schönen Seidenlocken die klaren Thränen, die ihr über die Wangen rollten.

Sie war in der That schön in diesem Kampfe zwischen der fliehenden Furcht und der neu erweckten Hoffnung.

Die Blicke des Doctors ruhten auf dem schönen Bilde, und indem er sich setzte — freilich in gehöriger Entfernung — sprach er die feste Ueberzeugung aus, daß Frau Thurné morgen eben so froh und glücklich seyn würde, wie sie heute unruhig und unglücklich war.

»Aber ich bin es nicht länger, seitdem ich nachgedacht habe. Wie gut war es, daß Sie kamen, um mir

rechnen zu helfen. Wir Weiber sind doch im Ganzen schwache Wesen, das geringste Mißgeschick erdrückt uns.«

»Und das geringste Glück richtet sie wieder empor ... aber was können wir jetzt wohl ersinnen, damit Sie sich zerstreuen?«

»Ach, blicken wir so weit nicht, mein trostreicher Freund; wenn ich auch meine Thränen trockne, bin ich doch weit entfernt, an irgend eine Zerstreuung zu denken.«

»Aber ...«

»O schweigen Sie, Herr Doctor, wie beneide ich die Kinder: sie schlafen jetzt so schön! Ich wollte, ich könnte auch so schlafen, einige lange, langweilige Wochen so verschlafen.«

»Und dies heißt vielleicht so viel, als liebe Frau Thurné in dieser Zeit die Einsamkeit?«

»Und wenn es so wäre, hätte ich denn wohl ein Recht dazu? Philipp wird diese Frage mit nein beantworten.«

»Und ich auch.«

Zwei Tage später erhielt Arnold ein neues Billet.

»Bester Doctor!

Ich weiß, daß Sie beabsichtigen, sich heute nach Ribyhus zu begeben, aber ich bin gerade heute in einer verzweifelt üblen Laune. Setzen Sie sich dieser nicht aus.

Ich habe den Brief meines Philipp erhalten; er sehnt sich bereits, so schreibt er; aber wenn dies in der That so wäre, würde er gewiß zurückeilen.

Nein, ich bedarf heute der Einsamkeit, um mich selbst recht zu plagen, damit ich wieder gut werde.«

Der Doctor sandte nur folgende Zeilen als Antwort:

»Beste Frau Thurné!

Ich gehorche Ihrem Befehl um so lieber, als ich nicht weiß, wann ich von der Stadt zurückkehren werde, wohin ich in diesem Augenblick, einer wichtigen Consultation wegen, mich begebe. Morgen werde ich die Ehre haben.«

# XVI.

## Der Poet und seine Wirthin.

Es war jetzt schon drei Wochen, seitdem unser junger Gutsherr in der Hauptstadt angekommen war.

Während dieser Zeit hatte er nur ein einziges Mal seine kleine Dachwohnung besucht, und nur, um Madame Malmelin das Einheizen ans Herz zu legen.

Die glückliche Stimmung, in der er vom Hause abgereist war, machte ihn dem Gesellschaftsleben mehr geneigt, als der Einsamkeit und den Musen, und er wurde dermaßen in den Wirbel allerlei Vergnügungen hineingezogen, daß es ihm erst am Ende der dritten Woche einfiel, »aufs Land zu reisen.«

Philipp trennte sich nemlich stets unter diesem Vorwande von seinen Freunden und seiner vornehmen Wohnung, und wir sehen ihn eben jetzt im Begriffe, nachdem die Reisetasche gepackt worden, in den Schlitten zu steigen, um die weite Reise von Norr- bis Södermalm *) zu unternehmen.

Der Schlitten hielt vor einem dieser eigenthümlichen Häuser an, deren eine Seite den elegantesten Eingang in einer schönen Straße hat, durch welche hinaus sie drei prächtige Stockwerke zeigen, an deren Seite aber durch dunkle Gäng eine Treppe nach der andern bis in den Himmel hinauf führt, woselbst wir jedoch, wenn wir aus dem Fenster schauen, nur einige wenige Ellen bis zum Pflaster der bergigten Nebenstraße haben.

Das Haus, welches mit Rücksicht auf das dossirte

*) Zwei verschiedene Stadtviertel Stockholms.

Terrain gebaut war, bildete auch selbst einen ganzen großen Berg.

Philipp war von der vornehmen Seite hinein gegangen, aber nachdem er selbst seine Sachen in die Hand genommen, begab er sich mit der Reisetasche unter dem einen und dem Necessaire unter dem andern Arme, die erwähnten Treppen hinauf und klopfte endlich an eine gewisse Thür in dem dunkeln Gange.

Eine Frau in den mittlern Jahren, von ehrbarem und sehr behäbigem Aeußeren öffnete.

Es war Philipps Wirthin, die höchst achtbare Frau Johanna Malmelin, die seit vielen, vielen Jahren, nachdem sie die Witwe des sehr gesuchten und gefeierten Porzellankitters der Stadt Stockholm geworden war, ihre Dachwohnung in diesem Hause gehabt hatte. Und es hatte sich so schön getroffen, daß Philipp die seinige neben dieser vortrefflichen Dame erhielt.

Madame Malmelin lebte von einer eigenthümlichen Beschäftigung, welche sie aber, weil sie, wie sie selbst sagte, mit Genie geboren war, bis zu einer wirklichen Kunsthöhe gebracht hatte. Aber um diese Beschäftigung zu verstehen, müssen wir einen flüchtigen Blick zurück auf die Ahnen der Malmelin's werfen.

Ihr Vater, der Maler gewesen war, hatte sich oft über die auffallende Neigung der Tochter für diese Beschäftigung gewundert, und hatte sie eben so oft bei der »Ueberstreichung« mitgenommen.

Aber die junge Johanna, die es bald langweilte, die bloßen Farben anzuschauen, machte sich anfänglich mit dem Marmoriren vertraut und später mit allen Arten von Schattirungen, bis sie zuletzt dahin gelangte, auf Papier die bewundernswürdigsten Blumenbouquets, Sonne und Sterne zu pinseln.

Ihr Ruf verbreitete sich bald unter den Jungfrauen der Nachbarschaft, reichte bald darauf bis zu den Kutschern,

Bedienten und Lehrjungen, ja sogar bis zu mehren Gesellen, und man begann bei ihr gemalte Briefe zu bestellen, auf welche man nachher Liebesqualen, Liebeserklärungen, Namenstags= oder Geburtstagsgratulationen schrieb.

Dies brachte jedoch nicht viel ein, so lange sie nur die Briefe zu malen verstand.

Aber wer vermag sein Schicksal zu ergründen!

Nachdem Johanna ihren Vater zu Grabe und ihre Mutter in das Armenhaus geleitet hatte, sah es eine Weile trüb für sie aus. Aber das dauerte doch nicht lange.

Die Witwe des Malers, Tochter eines armen Predigers und nicht ohne Erziehung, wurde erst nach ihrer Ankunft im Armenhause nach ihrem vollen Werthe geschätzt.

Sie war immer eine gute Frau gewesen, die keinem Menschen was zu Leide gethan, von Morgen bis Abend stille in einer Ecke mit dem Strickstrumpf in der Hand gesessen und das Haus sich selbst hatte hüten lassen, wie es eben konnte.

Jetzt aber, wo sie ein geachtetes Mitglied einer Gesammtheit geworden war, wo der Eine eben so gut, wie der Andere war — sie hatte immer zu viel Respect vor ihrem Manne gehabt, um sich ihm gleich zu stellen — begann sie gewisse Anlage zu einer selbstständigen Existenz zu entwickeln.

Sie konnte alle die Briefe ihrer Colleginnen schreiben und richtig die Masse verschiedener Details zusammenfassen und ordnen, welche diesen Briefen anvertraut wurden.

Ferner konnte sie ihre letzten testamentarischen Verfügungen abfassen, als: Madame Runström soll das graue Tuch bekommen... Anne Lene die schwarzen Strümpfe u. s. w. ... ihren guten Rath und ihre Ermahnungen vom Sterbebette an ihre Tochter und noch mehr: eines schönen Morgens überraschte sie sich selbst mit dem unerwarteten

Talent, den Abschied einer sterbenden Mutter in Versen abgefaßt zu haben.

Nach dieser That war ihr Ruf gefeiert; sie wurde regierende Königin des Armenhauses und ihre Tochter, die präsumtive Erbin der Eigenschaften einer solchen Mutter, trug noch ferner zur Steigerung ihres Rufes bei, indem sie ihrer Mutter als Dichterin die Briefe empfahl, welche sie malte.

Schon seit der Verheirathung Johanna's mit dem berühmten Porzelankitter, welcher in seinem Bereich nicht weniger Künstler war, währte das Zusammenwohnen der Mutter und Tochter fort.

Und die erstere übte den letzteren mit einer so beharrlichen Ausdauer, alle ihre Kunsttalente, ihre feinen Wendungen, ihre rührenden Wendungen, ihre kraftvollen Wendungen ein, daß Johanna gegen Ende des Jahres selbst Verse machen konnte.

Als der Tod ihres Mannes und ihrer Mutter, fast gleichzeitig, erfolgte, hatte dies wißbegierige Weib sich die Talente beider angeeignet und sie in ihrer eigenen Person vereinigt.

Nachdem sie sich in zwei außerordentlich geglückten Grabschriften versucht hatte, die eine die Trauer eines Gatten, die andere die einer Tochter schildernd, — welche Probestücke immer zur Einsicht dalagen, — miethete sie sich die beschriebene Dachwohnung und annoncirte sich als eine Person, welche alle Arten zerschlagener Porzellansachen nietete und kittete, und welche daneben Aufträge Briefe und Verse zu malen und zu schreiben annahm, sowohl frohe, als traurige, »Alles zu den billigsten Preisen.«

---

Man wird jetzt leicht begreifen, welche Sympathien zwischen der Dichterin Johanna Malmelin und dem

Dichter Philipp obwalteten, welche zwei Personen das Schicksal zu Nachbarn gemacht hatte.

Die achtbare Frau hatte sich herabgelassen, einige Herren im Hause zu bedienen und da Philipp natürlich zu diesen gehörte, war die Bekanntschaft bald gemacht und binnen kurzer Zeit so warm geworden, daß Frau Malmelin nicht genug bedauern konnte, daß der arme junge Herr nicht so gestellt war, daß er immer zu Hause seyn konnte.

Unsere poetische Madame hatte auch neben der Bedienung einen reellen Gewinn von der Freundschaft Philipps.

Wenn sie des Morgens die Stube ausfegte, hatte sie die Gewohnheit, eben so gebückt zu gehen, wie die armen Lumpensammlerinnen, wenn sie in den Rinnsteinen nach Knochen suchen. Madame Malmelin wußte wohl, welche Art Knochen sie suchte.

Hier lag hinter einem Stuhl ein zusammengeknetetes Stück Papier, dort unter dem Sopha ein zerrissenes detto, hier in der Kammerecke ein drittes in tausend Stücken.

Wenn Philipp schrieb, riß er oft Etwas entzwei und warf das Vernichtete auf den Fußboden; aber die Malmelinin wußte wozu das gut war.

Und niemals früher, nicht einmal in den ersten Tagen ihrer blühenden Autorschaft waren die Kunden so mit den Kindern ihres Genius zufrieden gewesen, wie jetzt. Sie wurde einstimmig als ein wirkliches Wunder betrachtet, denn statt sich auszuschreiben, lebte sie auf und wurde nagelneu ...

Aber wir kehren zu Philipp zurück, dem, nachdem er an die Thür des Briefbureaus der Malmelinin geklopft hatte, von dieser selbst, eine halb genietete Porzellanvase in der Hand haltend, geöffnet wurde.

»Ach Du lieber gnädiger Gott, ... Herr Philipp!« sie hatte die Erlaubniß diesen vertrauten Namen zu gebrauchen, »sind Sie endlich wieder da? Was denken Sie wohl

... ich habe jetzt bald eine ganze Klafter Holz verbrannt, und immer noch kamen Sie nicht zurück!«

»Schimpfe mich nicht, Mutter, ich habe meine große, große Verhinderung gehabt.«

Und er klopfte der Malmelinin tüchtig auf ihre schmalen Schultern, die sich noch einmal so dünn in dem dünnen, ausgewaschenen Baumwollenshawl ausnahmen.

Es war leider Gottes so, daß die Malmelinin mehr von ihrem Rufe, als von ihren Einkünften lebte.

»Wissen Sie was, Herr Philipp... Aber schlagen Sie mir um Gotteswillen nicht die Potpourrivase entzwei... Wissen Sie was?«

»Es kommt darauf an, wovon die Rede ist.«

»Ja, das ist es eben, daß ich nicht länger ein Wort von der ganzen Geschichte eines armen Studenten glaube, der das ganze Jahr von Informationen in Anspruch genommen, und sich fast nur einige Tage abstehlen kann, um sich selbst in seiner Dachstube zu leben.«

»Aber meine vortreffliche Madame Malmelin, wäre es nicht gut, wenn ich erst irgendwo unter's Dach gebracht würde, ehe wir uns in so weitläufige Untersuchungen vertiefen. Ich versichere Ihnen, daß eine Tasse Kaffeh ganz göttlich schmecken würde.«

»Kommen Sie denn!«

Die werthe Dame setzte die Vasen nieder, schlug ihre eigene Thüre zu und öffnete die Philipps.

»Ist hier vielleicht Alles in Ordnung?« sagte sie heiter.

»War es denn jemals anders — habe ich nicht meine gute Norna *), die an ihren fünf Fingern herzählen kann, was die armen Söhne der Erde bedürfen?«

*) Parze.

Die Dichterin verbeugte sich mit einer Demuth, die ihr vortrefflich stand.

»Hören Sie einmal, liebe gute Madame Malmelin, ich betheure, daß ich eine wirkliche Wollust fühle, Ihre kleinen guten Augen, den katzengrünen Shawl wiederzusehen, welchen der selige Künstler, der Porzellankitter, Ihnen als Brautgeschenk gegeben — habe ich nicht Recht?«

»Ich danke, ich danke, sowohl seines- als meinetwegen, für Herrn Philipps gütige Erwähnung.«

Die Malmelinin knixte und lächelte, lächelte und knixte, sprach aber darauf in einem ganz decidirten Tone:

»Wir wollen aber doch nicht das hinwegschwatzen, was ich wissen wollte, Herr Philipp, und ich hänge den Kaffehkessel nicht eher über, als Sie eingestanden haben, daß Sie ein vornehmer Herr sind.«

»Ich, ein vornehmer Herr . . . Nein, nein, das kann ich nimmer eingestehen.«

»Ich aber habe Sie fünf oder sechs Male, seitdem sie zuletzt hier waren, auf der Straße gesehen, und fahren gesehen, und in Gesellschaft mit solchen Leuten, mit denen ein armer Schlucker nicht so vertraut umgeht... und angezogen waren Sie!... ja, ja, gestehen Sie es nur ein, dann habe ich nachher ganz anderes zu berichten.«

»Grausame, eigensinnige, alte Gorgone, reiß denn das Geheimniß aus meinem Busen heraus und wisse, ich bin . . .«

»Himmel,« stammelte die Malmelinin, »mir ahnt was Großes!«

»Immerhin, ich bin — lausche nur der weichen Töne des poetischen Titels, — ich bin . . . Fabriksbesitzer.«

»Fabriksbesitzer! — Sie, Fabriksbesitzer! der Sie Verse schreiben, daß Stock und Stein und Berge weinen müssen.«

»Ja wohl, derselbe unwürdige Anbeter der Musen ist ein reicher Mann, der den närrischen Geschmack hat, mitunter arm seyn zu wollen... so, so jetzt ist es verrathen, ans Licht gekommen, Alles, Alles, und wenn ich nicht meiner Norna bedürfte, um dieses kleine Heiligthum hier zu bewachen, ich würde Sie einladen, auf meinen Besitzungen zu wohnen, woselbst es doch nicht immer so schön ist, wie hier.«

»Ach...Herr Je! ich bin ganz verwirrt! Besitzungen, Fabrik... reicher Mann — kommt hieher um zu seinem Vergnügen als ein armer Schlucker zu wohnen, in der Dachstube zu leben, bei ausgekochtem Rindfleisch oder Stockfisch mit Erbsen.«

»Madame Norna,« dies war der gewöhnliche Titel bei frohen Gelegenheiten — denn Philipp hatte feierlich die Malmelinin als die Göttin seines Schicksals proclamirt — »Madame Norna, ich hoffe daß Sie mir nicht Veranlassung zu meiner ersten Klage geben!«

»Ich?«

»Mache mich nicht zu einer Fabel, einer Sage im ganzen Hause! Merke ich, daß ich nicht ungenirt leben kann, so sucht der arme Poet sich eine andere Wohnung.«

»Beruhigen Sie sich, Herr Philipp, ich bin guter Leute Kind, und weiß was sich geziemt.«

Die Malmelinin sprach gerne davon, daß sie aus guter Familie sey.

»Nun gut, dann sind wir einig!«

Philipp machte es sich bequem und warf sich auf das Sopha in seiner Freistätte, welche ihm jedoch im ersten Augenblicke nicht so einladend schien, als wenn er in seiner melancholischen Stimmung war.

Während die Malmelinin hinausging, um den Kaffeh zu kochen, schlief er ganz prosaisch und träumte von einem vortrefflichen Mittag in der Freimaurerloge, woselbst er mit seinem Gedichte »Eine Stunde an der

Bowle,« declamirt hatte, und wo die ganze Gesellschaft »bravo!« rief; denn Philipp, der ein froher und vortrefflicher Wirth war, hatte immer dankbare Gäste.

Er träumte eben von dem schönsten Applaus und von den gefüllten in dem Lichtscheine glühenden und strahlenden Pocalen, als er durch die Zurückkunft seiner Norne erwachte, die ihm den kleinen schwarzen Präsentirteller brachte, auf welchem das unschuldige Kaffehservice des Poeten sauber aufgestellt war.

Unser Held öffnete zuerst das eine Auge, schloß es aber sogleich wieder; sein Traumgesicht war ein weit angenehmeres gewesen, als das, welches ihm jetzt entgegen trat.

Und es ist wahrscheinlich, daß das andere Auge sich noch nicht bewegt hätte, wenn nicht einige Worte von Madame Malmelins Lippen die laconische Wirkung gehabt hätten, nicht allein beide Augen sehr weit zu öffnen, sondern sogar den ganzen Körper wie mit einer elastischen Feder in die Höhe zu schnellen.

## XVII.

## Der Poet und seine anonyme Göttin.

»Nun so wache denn auf, liebe Seele; ich bringe wohl mehr als den Kaffeh!«

»Ich will keinen Zwieback haben,« brummte Philipp.

»Wer spricht denn von Zwieback! Blicke her, ein kleines rosenrothes Billet mit Goldkanten, welches so vornehm-rosig bis an das andere Ende des Zimmers duftet. Es hat schon acht Tage hier gewartet, und es war in einen Brief an mich eingelegt, aber kein Wort stand in diesem Briefe.«

Philipp — wir müssen die Heftigkeit der Empfindungen des Ehemannes bedauern — Philipp riß mit unglaublicher Eile den kleinen mystischen Brief mit der einfachen Aufschrift: »dem Dichter Alexis in seiner Wohnung auf Södermalm,« an sich.

Noch ein Mal müssen wir es bedauern, daß Philipp in diesem Falle ganz und gar vergaß, daß er ein verheiratheter Mann war, um ausschließlich sich zu erinnern, daß er Poet war.

Es galt diesem, dem ein weibliches Wesen — ohne Zweifel die Tochter der Schönheit und Anmuth — ihre Huldigungen darbrachte.

Wie genau mußte indessen das weibliche Wesen sich nicht von Allem, was ihn betraf, unterrichtet haben, da sie ihren kleinen Brief in ein Couvert an Madame Malmelin eingeschlossen und auf die Adresse geschrieben: in seiner Wohnung auf Södermalm, welches beurkundete, daß sie wußte, daß Philipp auch eine Wohnung auf Norrmalm hatte.

Natürlich war die rosenfarbige Botschaft von einer zu großen Glorie umstrahlt, als daß sie in der Gegenwart der Malmelinin geöffnet wurde.

Philipp betrachtete das Billet erst genau.

Nachher erhöhte er den Genuß seiner Neugierde dadurch, daß er weit und breit nach den »Aufträgen« seiner Norne fragte. Und erst nachdem die ehrbare Frau ihm Rede gestanden hatte über wenigstens die Hälfte der Liebesbriefe, die sie in Versen und Prosa, seit seiner letzten Anwesenheit verfaßt hatte, erst dann berührte er den kleinen Brief, nach welchem er bereits lange gelechzt hatte.

Die Malmelinin, die guter Leute Kind war, und wußte, welch' ein Gewicht auf einem solchen Ereigniß lag, begab sich sofort mit dem Kaffehgeschirr wieder hinaus.

Der erröthende und tief aufathmende Philipp las Folgendes in dem rosenrothen Briefe:

»Mein Herr!

Wenn Sie diese Zeilen lesen, die ein Unbekannter geschrieben hat, darf ich Sie vor allen Dingen daran erinnern, daß ein Dichter viele Bekannte, ja Freunde besitzt, die er selbst nicht erkennt, die ihm aber dessenungeachtet nicht weniger warm ergeben sind, als die, auf welche er die Schätze seines reichen Gefühls, seines frohen, guten und geistvollen Genius verschwendet.

Bereits seit mehren Jahren, jedesmal, wenn eine Arbeit von Ihnen das Licht erblickte, geschmückt mit dem lieben Pseudonymen Alexis, ist meine Bewunderung im Steigen gewesen, und ich habe mir selbst die Worte oft wiederholt, die ich jetzt wage Ihnen zu schreiben:

Das edle, offene feurige Herz von Alexis lebt einsam.

Einsam schwingt es sich in den Aether hinauf, wo die Genien des Gesanges ihn in ihren Schutz nehmen...

Aber ach! Alexis' Herz bedarf einer irdischen Sympathie, wenn die Genien ihn verlassen, und Du, das gleich einsame Weib, das doch ein Herz hat, das seinige zu fassen, Du sollst ihm diese Sympathie anbieten, diese reine, götterreine Sympathie, die nicht nöthig hat zu erröthen, daß sie zuerst kommt.

Alexis wird das Weib verstehen, das ferner zu sagen wagt: Ich bin dein Freund, sey auch der meinige, und laß uns mit einem unschuldigen Briefwechsel unserm Leben Farbe verleihen . . .

Ich kenne jedes Verhältniß von Alexis, ich kenne und schätze die Kraft, mit der er gegen ein bitteres aber mit Rosen geschmücktes Schicksal kämpft.

Wenn Alexis wünscht, über seine Freundin, seine Verehrerin — von jetzt an, wenn er es will, seine Vertraute — Näheres zu erfahren, dann beliebe er seine Antwort in dem Fruchtkeller an der Ecke der Reitbahnstraße abzugeben.

Die Adresse ist mein Vorname Anima.

Man urtheile, welche Wirkung dies auf Philipp übte.

Ein Champagnerrausch, ein ganzer »Champagnergalopp« galoppirte durch seine Adern.

Was war sein erster Triumph, der Preis der schwedischen Akademie! gegen diesen!

Ein Weib, schön wie die Göttin des Himmels, des Gesangs und der Poesie, Philipp in seinen Versen anbetend!

Und dieses Weib bot ihm seine Freundschaft, die keusche Freundschaft zweier gleichgestimmten Seelen an! Seine Sympathien, seine Schicksale, Alles, Alles bot es ihm an... und gleichsam zur Bekräftigung von diesem Allen hieß es: Anima!

»O Du liebliche Rose, Du duftende Lotusblume, wer bist Du? . . . meine Gedanken suchen Dich — warum . . . warum habe ich Dich nicht früher gefunden!«

---

An demselben Abende, jedoch erst nachdem dieser unvermuthete Rausch etwas abgenommen, schrieb er seine Antwort.

Und diese bezeugte, daß er sich wenigstens die Möglichkeit denken konnte, daß er vielleicht der Gegenstand einer kleinen Mystification sey, die darauf zielte, sich auf seine Kosten zu amüsiren.

»Holde Anima!

Alexis hat, berührt von deiner Zauberruthe, nur des Lesens bedurft, um zu glauben.

Diejenige, die ihm den lieblichsten, trostreichsten aller Briefe geschrieben, kann nicht die Absicht gehabt haben seiner zu spotten. Indessen wagt er nicht, mehr zu sagen; bis er einen neuen Brief erhält, der ihn von den Verhält-

nissen und der fortdauernden guten Meinung seines Freundes überzeugt.

P. S. Um des Himmelswillen, antworte bald, ob und wann ich Anima sehen darf.«

Dieser Brief kostete Philipp gerade durch seine Kürze und Unbedeutendheit eine wirkliche und peinigende Anstrengung.

Wie unbeschreiblich gern hätte er nicht geschwärmt, aber der beleidigende Gedanke, den er aufgenommen hatte, verband eine kleine heilsame Kälte mit seinem Eifer. Er nahm sich vor, überaus verständig zu seyn, wenigstens bis er erfuhr, was sein Correspondent ferner noch im Schilde führe. Aber diesen kleinen Anfang eines Abenteuers ohne alle Beachtung zu lassen, — so weit erstreckte sich seine Besonnenheit nicht.

Der Malmelinin vertraute er natürlich an, die Antwort in den Fruchtkeller zu tragen. Und schon am folgenden Tage begann unser Held mit der größten Ungeduld die Antwort zu erwarten.

Er nahm an, daß die interessante Unbekannte in seiner Nähe wohne, und daß sie somit gerade keiner langen Zeit bedürfe, um ihren zweiten Brief zu übersenden.

Aber sowohl der erste, als auch der zweite und dritte Tag verstrich ohne Antwort.

Am Morgen des vierten Tages schob Philipp mit einiger Ungeduld das magere Frühstück von sich, welches ihm seine Norne brachte, ein Frühstück von Bücklingen und Kartoffeln.

»Madame Malmelin!« sagte Philipp mit einer gewissen Feierlichkeit, »ich glaube, daß wir, da ich diesmal die ganze Woche hier bleibe, einige kleine Aenderungen in unserer Haushaltung vornehmen müssen.«

»Das ist ja bereits geschehen, indem das Frühstück eingeführt worden ist.«

»Gewiß . . . aber . . .«

»Früher aßen Sie ja nur des Mittags und mitunter des Abends . . . Aber vielleicht sind Sie Ihrer Diät überdrüssig geworden.«

»I bewahre! das eben nicht . . . das heißt: ich glaube ich habe meine Neigung für »den Poeten in der Dachstube« etwas zu weit getrieben . . . mancher Poet lebt bald schlechter, bald besser — und kurz . . .«

»Kurz, Herr Philipp?«

»Kurz und gut, meine liebe Madame Norne, ich glaube, daß ich eben so gut versuchen kann, bei einem Repphuhn und einer Flasche Portwein zu dichten, als bei Stockfisch und grünen Erbsen — oder, was meinen Sie?«

»Ja, sehen Sie, hier kann ich weder zu- noch abrathen, denn ich dichte meistens bei Häring und Kartoffeln. Aber dann geht's auch nicht immer so ganz schön; und wenn ich nicht mitunter dies oder jenes hier auf dem Fußboden fände, welches ich wohl eines Repphuhnes werth achte, so . . .«

»Ei, was, Madame Malmelin — Sie nehmen meine Poesien und setzen sie in die Liebesseufzer der Jungfern und Gesellen ein?«

»Und wenn dem so wäre, Herr Philipp — es sollte mich wundern, wenn nicht die Liebe des Einen ebenso gut wie die Liebe der Andern wäre? Ich bin guter Leute Kind, Gottlob! und wenn mein seliger Malmelin auch als Gesell nur Porzellan kittete, so . . .«

»Ich schwöre bei allen Mächten der Ober- und Unterwelt, daß ich das Andenken des ehrenhaften Porzellankitters verehre, aber . . .«

»Ja, hüten Sie sich, mein Lieber, dasselbe zu schmälern, denn

Ich bin so treu wie Gold,
Bin noch dem Alten hold!

Die Malmelin lächelte selbstgefällig, mit diesem Impromptu-Verse geschlossen zu haben, welcher ganz und gar den hochwichtigen Poeten verkitten mußte.

Philipp wurde nicht blos zum Schweigen gebracht sondern so entzückt, daß er zur völligen Aussöhnung sich erbot, Madame Malmelin bei einem Namenstagbrief, welchen sie gerade in Arbeit hatte, behilflich zu seyn, und dieser Brief mußte sehr »famos« seyn, da er von einem galanten Barbierlehrling als seine erste Huldigung einer der Jungfern des amerikanischen Ministers bestimmt war.

Nach diesem Allen hielt der Poet und die Poetin Mittagstafel von Repphuhn und Portwein, wozu noch ferner, dem gelungenen Namenstagsbrief zu Ehren, ein Nachtisch kam. Aber dann war es auch ein Huldigungsschreiben, wie es noch kein Barbierlehrling seiner Auserwählten überreicht hatte.

Aber am andern Tage, obgleich auch dieser noch ein Festtag war, fand sich Philipp noch weniger in seiner kleinen Wohnung zufrieden.

Er hatte keine eigentlichen Phantasien, denn alle seine Gedanken waren auf die Unbekannte gerichtet, die in ihrem Schweigen fortfuhr.

Als nun noch dazu einige von seinen Jugendfreunden diese zweite Wohnung ausspionirt hatten, und lachend begehrten, in das Heiligthum eingeführt zu werden, war ihre vorzüglichste Annehmlichkeit verschwunden.

Er hatte hier zu viele glückliche und qualvolle Stunden bei der Erinnerung an seine einzige Liebe genossen, als daß er die Profanation dieser Erinnerungen durch andere Scherze, als die unschuldigen zwischen seiner Wirthin und ihm hätte dulden können.

Er siedelte somit in seine Wohnung auf Norrmalm hinüber.

Es versteht sich von selbst, daß die Malmelin in

beordert wurde, jetzt, wo kein Incognito mehr existirte, ihn, sobald irgend ein Brief ankäme, in seiner eigentlichen Wohnung aufzusuchen.

Aber Philipp war schon mehre Male sowohl Wirth wie auch Gast bei der Malmelinin gewesen, ehe diese eines frühen Morgens feierlich in Hut und Mantel — sie war ja guter Leute Kind — angezogen kam, um ihm seinen Besuch abzustatten.

»Seyn Sie mir willkommen, meine gute Norna,« sagte Philipp freudig, »haben wir einen Brief?«

Und ein Brief war da.

Aber diesmal vermochte Philipps Sehnsucht keine Fesseln anzulegen: er drückte die Malmelinin auf den Lehnstuhl nieder, setzte ihr den Rest vom Kaffehtische vor, hierauf eilte er in die Nebenstube, und erbrach den Brief mit einer Ungeduld, die Lilia nicht sehr würde zugesagt haben.

Indem er dies that, hatte er möglicher Weise denselben Gedanken, denn er machte schnell den Brief wieder zu; aber in dem nächsten Augenblicke hatte er sich vollständig mit einem: »Bah! er gilt ja nur dem Poeten!« beruhigt.

Der neue Brief lautete:

»Ich sehe, daß Alexis etwas mißtrauisch hinsichtlich der Freundin ist, die ihm ihre Freundschaft anbietet. Aber er wird sie besser kennen lernen.

Ich habe bereits dies Mißtrauen wegräumen wollen, welches seine Schatten zwischen unsere Herzen wirft . . . aber leider! ich bin bewacht. Ein eifersüchtiger Mann verfolgt jeden meiner Schritte und sein Mißtrauen ahnt Gefahr selbst in dem Geringfügigsten.

Ich muß somit selbst in dieser kleinen Angelegenheit so unschuldig, daß die Engel unsere Postillons seyn könnten, die strengste Vorsicht beobachten.

Anima hat Alexis in der Gesellschaft, und Alexis hat Anima gesehen, wenn sie auch in Folge der Tyrannei, der sie unterworfen ist, nicht gewagt hat, seine Aufmerksamkeit auf sich zu richten.

Ich bin jung... ich bin verheirathet ohne Neigung ... ich bin, was die Welt schön nennt: und ich erröthe nicht, dies auszusprechen, da ich weiß, Alexis wird mich niemals sehen und niemals erfahren, wer ich bin...

Und doch, wie gern spräche ich nicht mündlich mit dem, dessen entzückende und mächtige Poesie in mein Herz drang und meinem Leben seine erste Bedeutung gab...

O Himmel, ich höre die Schritte meines Gatten! Ich hätte Alexis einige Winke von seiner — Muse geben wollen, denn wie stolz auch diese Muse ist, so will ich doch nicht schwach seyn... Aber ich lege die Feder nieder.

Wenn der Tyrann sich nähert, zittert und erschrickt

Anima.«

»Dies Weib,« sagte Philipp, und das Blut glühte in seinen Adern, »hat mich gesehen... wenn es nicht allein der Poet wäre, der ihrem Leben seine erste Bedeutung gegeben!...«

»Wohl überlegt,« sagte er später;

»Ich darf nicht weiter gehen — nicht deshalb, daß meine angebetete Lilia Etwas zu befürchten hätte, aber dieser vielleicht etwas unvorsichtigen jungen Frau wegen... Nein, ich schreibe nicht, das steht fest. Es ist eine moralische Pflicht und ich — ich erfülle sie.«

Zwei ganze Tage erfüllte Philipp treulich seine moralische Pflicht.

Aber am dritten, leistete er nicht länger Widerstand.

Im Ganzen war ja die Sache auch, wenn man sie recht besah, durchaus unschuldig; ein edler Trost, den er nicht Derjenigen vorenthalten durfte, welche vielleicht hierdurch abgehalten wurde, einen gleich romantischen, aber mehr gefährlichen Trost zu suchen.

Vielleicht wurde Philipp auch dadurch gereizt, daß er zwei Posttage hintereinander vergebens einen Brief von Lilia erwartet hatte. Und noch eines: Er hatte denselben Mittag, als dieser Entschluß gefaßt und ausgeführt wurde, etwas mehr, als wie gewöhnlich getrunken.

Es ist nicht nöthig, hier den Brief selbst anzuführen; es wird genug seyn, wenn wir berichten, daß er einen weit feurigeren Charakter trug, als es Philipp selbst ahnte, daß er die eindringlichste Bitte um eine Zusammenkunft enthielt... gerade die, welche er beim Anfange des Briefes sich vorgenommen hatte, nicht zu fordern....

— — — — — — — — — — — — — —

»Woran denken Sie,« schrieb seine Freundinn, deren Antwort diesmal nicht ganz so lange, wie die erste ausblieb; »woran denken Sie? — eine Zusammenkunft? Bei dem bloßen Gedanken schaudert meine Seele. Aber höre: in vierzehn Tagen verreist mein Mann, alsdann — wir werden sehen.«

Dieser Brief schloß mit den vorhererwähnten Winken von Philipps Muse.

Diese Winke, wenn sie auch das deutliche Gepräge einem verzärtelten Günstling gewidmet zu seyn, trugen, offenbarten jedoch einen Scharfsinn und eine Auffassung, welche Philipp entzückten. Er fand zugleich, daß seine anonyme Göttin mit einer entzückenden Treue sein dichterisches Talent verfolgt hatte und mit ihm geahnt, daß es in seiner Entwickelung etwas mehr werden würde, als es in seinem Anfange versprach.

Der Briefwechsel ward indessen fortgesetzt, und Philipp mehr und mehr entzückt, sagte sich jeden Tag:

»Liebe ich wohl meine Gattin weniger, weil der Poet eine kleine Phantasie-Inclination hat... o meine Lilia... meine angebetete Lilia, bald kehre ich wieder zu Dir zurück, und Anima wird nur die Erinnerung — eines Traumes seyn.«

Aber Philipp kehrte nicht sobald zurück zu Lilia, denn jetzt schrieb Anima, daß die Reise ihres Mannes acht Tage aufgeschoben sey,... und so hieß es auch acht Tage später.

Lilia's Briefe an Philipp waren hingegen weder lang noch poetisch.

Sie enthielten nur kurze Bulletins, über sie selbst und die Kinder. Aber in einem sagte sie:

»Du führst ein munteres Junggesellenleben, und ich beklage mich darüber nicht, denn ich beklage mich niemals. Ich hoffe nur, daß Du unsere letzte Unterredung nicht vergißt.«

»Niemals,« sagte Philipp, indem er einen Kuß auf den Namen seines Weibes drückte. »Mich zur Untreue zu verleiten, dazu müßte Venus selbst sich die Mühe geben, vom Olymp herunter zu steigen.«

**Ende des ersten Theiles.**

Aber Philipp lehnte es [illegible] ab, [illegible] Pettin, denn [illegible] Natan [illegible], daß [illegible] Ihrer Majestät [illegible] [illegible].

Philipps Bitte, um Philipp [illegible] [illegible].

Sie entfernten [illegible] kurze Entfernung, aber [illegible]. Aber [illegible].

„Du [illegible] und ich [illegible] nicht, [illegible] daß ich [illegible] hoffe nur, daß Du unsre [illegible] vergißt."

„Gewiß," sagte Philipp, [illegible] einem [illegible] Worte [illegible] zu [illegible] zu [illegible].

Ende des ersten Theiles.

Flygare-Carlén, Emilie,

Ein Gerücht Roman

Bd.: 1

Pest und Leipzig 1850